



# Volkserzählungen

des

Grafen Leo N. Tolstoi

Aus dem Russischen übersetzt von  
Wilhelm Goldschmidt

---

Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Druck von Philipp Reclam jun. Leipzig

# Inhalt.

	Seite
Ein Verbannter . . . . .	6
Lösche das Feuer solange es glimmt . . . . .	15
Der Gefangene im Rautenfuss . . . . .	32
Wie viel Erde braucht der Mensch? . . . . .	63
Der erste Brauntwelenbrenner . . . . .	79
Des Teufels Knecht . . . . .	81
Das Korn . . . . .	87
Maß . . . . .	90
Die selben Alten . . . . .	96
Die Herze . . . . .	121
Wo Liebe ist, da ist Gott . . . . .	131
Gold . . . . .	145
Drei Giesse . . . . .	148
Wovon die Menschen leben . . . . .	157



## Ein Verbannter.

---

In der Stadt Wladimir lebte der junge Kaufmann Aljionow, Besitzer zweier Verkaufsstellen und eines Hauses.

Der braungefärbte Aljionow erfreute sich eines trefflichen Aussehens, er war Liebersänger und stets der erste unter den Feiteren. Als junger Mann trank er viel und suchte Handel, wenn er angetrunken war; seitdem er jedoch verheiratet, verschwur er das Trinken und that nur selten seinen Zug.

Einst im Sommer fuhr Aljionow nach Nischui-Nowgorod zum Jahrmarkt. Als er von seiner Familie Abschied nahm, sagte die Frau:

„Iwan Dimitrijewitsch, fahre du heut nicht, ich habe dich schlimm im Tranne gesehen.“

„Hast immer Angst, daß ich mich am Ende auf dem Jahrmarkt dem Tranne ergebe?“

Die Frau erwiderte:

„Weiß selbst nicht, was ich fürchte, aber schlimm habe ich geträumt — habe geträumt, du kämest aus der Stadt; wie du deine Mühe abnimmst, sehe ich, dein Kopf ist ganz grau.“

Aljionow lachte.

„Das bedeutet Gewinn. Sollt's erfahren, daß mein Handel gedeiht und ich theure Geschenke mitbringe.“

Und er nahm Abschied von der Familie und fuhr fort.

Auf halbem Wege traf er einen ihm bekannten Kaufmann, mit welchem zusammen er Nachtquartier nahm. Sie tranken gemeinsam Thee und legten sich schlafen in zwei Zimmern nebeneinander. Aljionow liebte nicht, lange zu

schlafen, mitten in der Nacht wachte er auf, weckte, um in der Kihle zu fahren, den Fuhrmann und ließ ihn anspannen. Dann ging er nebenbei in die Kammer, verrecknete sich mit dem Wirt und fuhr weiter.

Nachdem er gegen vierzig Werst gefahren, machte er Halt zum Füttern, ruhte sich im Kuge aus, ging zur Mittagszeit in das Vorhaus, ließ die Theemaschine aufstellen, holte seine Guitarre und begann zu spielen. Klingelnd kommt plötzlich ein Dreigespann angefahren, ein Beamter, in Begleitung von zwei Soldaten, steigt aus, nähert sich Aljjonow und fragt: wer und woher? Aljjonow giebt genau Auskunft und bittet, ob es nicht gefällig sei, Thee mit ihm zu trinken. Der Beamte läßt jedoch mit Fragen gar nicht ab: wo er die letzte Nacht zugebracht? ob allein oder mit einem Kaufmann? ob er den Kaufmann am Morgen gesehen habe? weshalb er so früh vom Hofe gefahren? Aljjonow wundert sich, weshalb man ihn ansragt, und flüßt hinzu:

„Was forschen Sie mich aus? Bin ja kein Dieb, kein Räuber. Ich reise in eigenen Geschäften. Weshalb soll ich Rede stehen?“

Da rief der Beamte die Soldaten und sagte:

„Ich bin der Landrichter und stelle meine Fragen, weil der Kaufmann, mit dem zusammen du die vorige Nacht verbrachtst, ermordet ist. Weise dein Gepäck. Ihr durchsucht ihn.“

„Man giug in das Haus, schnittre Koffer und Reisefack auf und begann zu suchen. Plöglisch zog der Richter ein Messer aus dem Sack und rief:

„Wessen Messer ist dies?“

Aljjonow blickt hin; er sieht, daß man ein Blutiges Messer aus seinem Reisefack gezogen, und schreckt zusammen.

„Wie kam Blut an das Messer?“

Aljjonow wollte antworten, vermochte jedoch ohne Zittern kein Wort hervorbringen.

„Ich . . . ich weiß nicht . . . ich . . . das Messer habe ich . . . gehört nicht mir . . .“

Da ließ sich der Richter vernehmen:

„Am Morgen fand man den Kaufmann ermordet auf dem Bett. Außer dir besand sich niemand im Krug, der die That hätte bezeugen können; überdies war das Haus von innen verschlossen. Das blutige Messer findet sich in deinem Sack, auch dein Gesicht verrät dich. Bekenne, wie du ihn umgebracht und wie viel Geld du geraubt hast.“

Alfjonow schwur, daß er nicht der Thäter sei; daß er den Kaufmann, nachdem sie zusammen Thee getrunken, nicht gesehen; daß er nur seine eigenen achtausend Rubel hätte und das Messer ihm nicht gehörte. Schluchzen erslückte fast seine Stimme, er war bleich und zitterte vor Angst wie ein Schuldiger.

Der Richter befahl den Soldaten, ihn zu binden. Als man ihn mit zusammengeschultrten Füßen in den Wagen warf, befreuzte er sich und weinte. Gepäck und Geld hatte man ihm abgenommen, jetzt brachte man ihn in die nächste Stadt ins Gefängnis. Um zu erfahren, was für ein Mensch er sei, fragte man in Wladimir an. Die Kaufleute wie überhaupt die Einwohner Wladimirs zeugten, als junger Mensch habe Alfjonow leichtlebig seine Tage verbracht, zweifelsohne sei er ein Niedermann. Das Gericht hielt dafür, er habe den Wlksauschen Kaufmann ermordet und zwanzigtausend Rubel geraubt.

Alfjonows Frau härmte sich und wußte nicht, was sie denken sollte. Die beiden Kinder waren klein, das eine lag noch an der Brust. Sie nahm ihre Kinder und fuhr mit ihnen in die Stadt, wo ihr Mann im Gefängnis saß. Zuerst ließ man sie nicht zu ihm; als sie indes die Behörde anflehte, führte man sie zu ihrem Manne. Als sie ihn in Gefängnisleibern erblickte, in Ketten, zusammen mit Män-  
bern, fiel sie auf die Erde und konnte lange nicht zu sich kommen. Darauf setzte sie sich mit den Kindern zu ihrem



Mann und begann zu erzählen von allen häuslichen Angelegenheiten, und über alles fragte sie ihn an, was mit ihm sich zugetragen hatte. Alles erzählte er ihr. Sie sagte:

„Was soll nun geschehen?“

Darauf er:

„Den Zaren muß man ansehen. Ich laun doch nicht unschuldig verderben!“

Die Frau berichtete, daß sie bereits eine Bittschrift dem Zaren eingereicht, dieselbe sei indes nicht angekommen. Aljionow neigte, ohne zu antworten, den Kopf. Da sagte die Frau:

„Nicht umsonst habe ich damals — erinnerst du dich? — im Traume gesehen, du seiest grau geworden. Und jetzt bist du grau vorummer. Hättest damals nicht fahren sollen.“ Sie streichelte seine Haare und sagte weiter: „Wanja, Herzensfreund, sag' der Frau die Wahrheit: hast du's nicht gethan?“

Aljionow sagte nur:

„Auch du?“

Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen und weinte. Dann kam der Soldat und hieß Frau und Kinder fortgehen. Aljionow nahm den letzten Abschied von seiner Familie.

Als die Frau gegangen war, überdachte Aljionow, was sie gesprochen hatten. Bei der Erinnerung, daß auch sie Verdacht auf ihn habe und ihn fragen konnte, ob er der Mörder des Kaufmanns sei, sprach er zu sich selbst: außer Gott kame niemand die Wahrheit kennen, nur ihn muß man ansehen, Gnade nur von ihm erwarten. Von nun ab reichte er keine Bittschriften ein, Hoffnung hatte er aufgegeben und betete nur zu Gott.

Zu Ansehenleben und zur Zwangsarbeit war Aljionow verurteilt. Der Spruch des Gerichtes wurde in Vollzug gesetzt.

Man kettete ihn. Nachdem seine Wunden geheilt waren, schickte man ihn mit anderen Zwangsarbeitern nach Sibirien.

Sechszwanzig Jahre verbrachte er dort im Gefängnis. Weiß wie Schnee wurde sein Haupthaar, lang, schmal und grau wuchs der Bart. Dahin war seine Heiterkeit. Er ging gebückt und leise, sprach wenig, lachte niemals, betete viel.

Im Gefängnis lernte Afjionow das Schusterhandwerk. Von seinem Verdienst kaufte er ein Evangelium und las darin, wenn es hell im Gefängnis war. An den Festtagen sang er in der Kirche auf dem Chor — noch immer schön war seine Stimme. Die vorgesetzte Behörde liebte Afjionow seiner Demut halber, seine Unglücksgegnen achteten ihn, nannten ihn „Großväterchen“ und „Gottesmensch“. Waren Bitten bei der Behörde vorzubringen, ordneten die Gegegnen ihn ab; brachen Ränkereien unter den Sträflingen aus, so riefen sie ihn an, um zu schlichten.

Von seiner Familie schrieb keines an ihn; er wußte nicht, ob Frau und Kinder am Leben wären.

Einst brachte man in das Gefängnis neue Sträflinge. Am Abend versammelten sich die alten Gefangenen um die neuen und begannen sie auszufragen, woher, aus welcher Stadt, aus welchem Dorf sie seien und weshalb sie hierher geraten. Afjionow saß auf seiner Bank und hörte geneigten Kopfes an, was jeder erzählte. Einer der Ankömmlinge war ein hochgewachsener gesunder Mann von sechzig Jahren mit grauem beschnittenem Bart. Er erzählte, wo man ihn ergriffen hatte:

„Mir nichts und wieder nichts bin ich hierher gekommen, Bräderchen. Habe da ein Pferd vom Schlitten abgebunden; man sagte mich und rief, ich hätte es gestohlen. Und ich sage, ich wollte nur schneller weiterkommen — auch habe ich das Tier nicht bei mir gehalten. Überdies ist der Fuhrmann mein Freund. Alles in Ordnung, sage ich. Nein, sagt man, du hast's gemaußt. Aber die wissen nicht, was und wo ich wirklich gemaußt habe. Da waren Sachen, Mir

die ich schon längst hierher gehörte. Man konnte u  
beweisen. Jetzt bin ich nicht nach Zug und Recht hi  
befördert. Übrigens, daß ich die Wahrheit sage, wa  
schon in Sibirien, blieb indes nicht lange zu Gast. .

„Wo bist du her?“ fragte einer der Sträflinge.

„Bin Wladimirschker Kleinbürger, heiße Makar,  
tituliert mich Ssemjonowitsch.“

Alfjonow hob den Kopf und fragte:

„Hör' mal, hast du nicht, Ssemjonowitsch, in Wlad  
von den Kaufleuten Alfjonow gehört? Sind sie noch  
Leben?“

„Wie soll ich nicht von ihnen gehört haben! Reiche K  
leute, ungeachtet der Vater in Sibirien ist: der scheint  
so einer wie wir Sündige zu sein. Und du selbst, Väter  
für welche Thaten bist du hier?“

Alfjonow liebte nicht, über sein Unglück zu sprechen  
senszte und sagte:

„Meiner Sünden halber verrichte ich das sechshundz  
zigste Jahr Zwangsarbeit.“

Makar Ssemjonow fragte:

„Wegen welcher Sünden?“

Alfjonow entgegnete:

„Muß es wohl so verdient haben.“

Weiter wollte er nicht reden. Aber die Sträflinge  
zählten den neuen Kameraden, wie Alfjonow nach  
birten gekommen war; sie berichteten, wie auf der  
jemand den Kaufmann ermordet und Alfjonow das M  
zugesteckt habe und wie er schuldlos verurteilt sei.

Als Makar Ssemjonow so reden hörte, sah er Alfjo  
an, schlug auf seine Kniee und sagte:

„Das ist ein Wunder! was für ein Wunder! Bis  
aber gealtert, Väterchen!“

Man forschte, worüber er sich so verwundere, w  
früher Alfjonow gesehen habe. Makar Ssemjonow  
beachtete diese Fragen nicht, er rief nur:

„Ein Wunder, Wunder! wo man sich zusammenfindet!“

Und bei diesem Ausruf kam es Alfjionow in die Gedanken, ob es diesem Menschen nicht bekannt sei, wer den Kaufmann ermordet habe. Er sagte:

„Hast du vielleicht schon früher, Esemjonowitsch, von dieser Sache gehört oder hast du mich früher gesehen?“

„Wie sollte ich davon nicht gehört haben! Die Welt ist voll allerlei Gerücht. Aber viel Zeit verfloß seitdem und ich vergaß, was ich etwa gehört habe.“

„Vielleicht vernahmst du, wer den Kaufmann tötete?“  
Makar Esemjonowitsch lachte und sagte:

„Bei wem sich das Messer fand, der wird ihn wohl getötet haben. Hat dir auch jemand das Messer in den Sack gesteckt — nicht gefangen, nicht gehangen. Wie wäre es auch möglich gewesen, das Messer in deinen Sack zu bringen — derselbe stand ja doch wohl bei dir am Kopfenbe? Hättest's mithin gehört.“

Als Alfjionow eben diese Worte vernahm, dachte er, dieser Mensch sei der Mörder. Er stand auf und entfernte sich. Lange konnte er nicht einschlafen. Schwermut übermannte ihn — bald sah er seine Frau, wie er von ihr Abschied nimmt, als er zum letztenmal zum Jahrmarkt reist; wie lebendig sah er sie, er blickte in ihre Augen, er hörte wie sie auf ihn einsprach. Dann sah er seine Knaben, wie sie damals waren, im Besitz der eine und der andere lag an der Mutterbrust. Auch seiner selbst erinnerte er sich, wie er damals gewesen, heiter, jung; er erinnerte sich, wie er im Vorhause des Kruges saß, wo man ihn ergriff, wie er die Gultarre spielte, wie heiter es ihm auf der Seele war. Und er erinnerte sich des Nichtplatzes, wo man ihn kunkete, des Henkers, des Volkes ringsum, der Ketten und all der Gefangenen und des ganzen sechsundzwanzigjährigen Kerkerlebens. Und er erinnerte sich seines Alters. Eine solche Schwermut übermeisterte ihn, daß er nahe daran war, Staub an sich zu legen.

Und das alles durch diesen Vöfewicht, dachte er.

Und eine solche Wut überfiel ihn auf Makar Esemjonow, daß er, läme er auch selbst dabei nur, Rache haben wollte. Die ganze Nacht über murmelte er Gebete, konnte aber keine Ruhe finden. Am Tage mied er Makar Esemjonow, er blickte ihn nicht einmal an.

So vergingen zwei Wochen. Alsjonow fand keinen Schlaf in den Nächten. Vor Weh wußte er nicht sich zu lassen.

Einst in der Nacht ging er im Gefängnis umher und bemerkte, daß unter einer Pritsche die Erde sich regte. Beobachtend blieb er stehen. Plötzlich sprang Makar Esemjonowisch unter der Pritsche auf und blickte mit angstvollem Schrecken auf Alsjonow. Alsjonow wollte weitergehen; Makar aber ergriß ihn bei der Hand und erzählte, daß er einen Durchgang unter der Mauer gegraben und täglich in den Stiefelschäften die Erde herausbringe, wenn man sie zur Arbeit treibe. Er sagte:

„Meinen Mund gehalten, Alter, dich werde ich auch herausbringen. Wiehst du mich aber an, so prügelt man mich — ich gebente es dir, ich töte dich.“

Als Alsjonow den Vöfewicht so reden hörte, zitterte er vor Wut, machte seine Hand frei und sagte:

„Ich brauche nicht von hier zu gehen, du aber vermagst nicht mich zu töten, denn du hast mich längst getölet. Ich ich über dich eine Aussage mache oder schweige — wie es Gott mir auf die Seele legen wird, so soll es geschehen.“

Als man tags darauf die Gefangenen zur Arbeit führte, bemerkten die Soldaten ausgeschüttete Erde, man untersuchte das Gefängnis und fand die Höhlung unter der Mauer. Der Gefängnisvorstand begann eine Untersuchung. Keiner wollte von der Sache wissen. Diejenigen, welche unterrichtet waren, gaben Makar Esemjonowitsch nicht an, weil sie wußten, daß man für solch ein Untersagen ihn halb tot prügeln würde. Da wendete sich der Vorsteher zu Alsjonow. Er wußte, daß Alsjonow ein gerechter Mann war, und sagte:

„Alter, du bist aufrichtig, sag' mir vor Gott, wer hat es gethan?“

Als ginge nichts Besonderes vor, stand Makar Ssemjonow da und blickte auf den Vorstand, nach Alsjonow aber sah er sich nicht um. Hände und Lippen zitterten Alsjonow, lange vermochte er kein Wort auszusprechen. Er dachte: verschweige ich die Wahrheit — weshalb verzeihe ich ihm, wenn er mein Leben verborgen hat? Möge er für meine Qual entgelten. Gebe ich ihn aber an — dann freilich wird man ihn halbtot tunten. Habe ich ihn aber fälschlich als Mörder im Sinn? Wird mir dadurch leichter?

Noch einmal sagte der Vorstand:

„Nun, Alter, sprich die Wahrheit — wer hat die Mauer unterwühlt?“

Alsjonow sah auf Makar Ssemjonow und antwortete:

„Ich kann's nicht sagen, Euer Wohlgeboren, Gott be-  
steht mir nicht zu reden, ich sage es nicht. Machen Sie  
mit mir, was Sie wollen — das steht in Ihrer Macht.“

Wie auch der Vorstand sich mit ihm abmühte, Alsjonow sprach kein Wort mehr. So brachte man nicht in Erfahrung, wer die Höhlung gegraben hatte.

Zu der folgenden Nacht, als Alsjonow sich auf seine  
Pritsche gelegt hatte und halb eingebrüffelt war, bemerkte er,  
daß jemand näher kam und zu ihm am Fußende sich setzte.  
Trotz der Dunkelheit erkannte er Makar und sagte:

„Was willst du noch von mir? Was treibst du hier?“

Makar Ssemjonow schwieg. Alsjonow erhob sich und  
sagte weiter:

„Was willst du? Gehe fort, sonst rufe ich die Wache.“

Makar Ssemjonow bog sich nahe zu Alsjonow und  
flüsterte:

„Swan Dimitrijewitsch, verzeihe mir!“

Alsjonow entgegnete:

„Was habe ich dir zu verzeihen?“

„Ich bin der Mörder des Kaufmanns, ich habe das

Messer dir zugesteckt. Auch dich beabsichtigte ich zu töten auf dem Hofe ließ sich jedoch Geräusch vernehmen, schnell brachte ich das Messer in deinen Reisefack und hoch an dem Fenster."

Alfjonow entgegnete nichts, er wußte nicht, was er hätte sagen sollen. Matar Semjonow ließ sich von der Pritsch nieder, bengte sich bis zur Erde und sagte:

"Iwan Dmitrijewitsch, verzeihe mir, verzeihe mir um Gottes willen! Ich selbst werde angehen, daß ich der Mörder des Kaufmanns bin. Dich wird man aus der Haft entlassen, du kehrest nach Hause zurück."

Alfjonow sagte:

"Leicht ist dir das Leben, aber schwer ist mir das Dulden! Wohin werde ich jetzt gehen? Die Frau, die eigenen Kinder haben mein vergessen und nirgend habe ich eine Heimat."

Matar Semjonowitsch stand nicht auf, er schlug mit der Stirn an die Diele und sprach:

"Iwan Dmitrijewitsch, verzeihe! Leichter, als jetzt an dich zu denken, war's mir, als man mich mit der Kumpel schlug . . . und du hast dich noch meiner erbarmt . . . hast mich nicht angegeben. Vergieb mir um Christi willen! verzeihe du mir verfluchtem Vöfswicht!"

Und er schluchzte.

Als Alfjonow das Schluchzen hörte, begann er selbst zu weinen und sagte:

"Gott wird dir vergeben; vielleicht bin ich zehnmal so schlecht wie du!"

Und plötzlich wurde ihm so leicht auf der Seele, er bangte nicht mehr nach der Heimat, wollte nicht mehr aus dem Gefängnis gehen und dachte nur an die letzte Stunde.

Matar Semjonowitsch hörte nicht auf Alfjonow, er gab sich als Schuldigen an. Als die Entscheidung eintraf, Alfjonow sei frei, war derselbe bereits tot.

## Lösche das Feuer solange es glimmt.

Im Dorfe wohnte der Bauer Iwan Schtscherbakow in  
ten Verhältnissen. Er selbst, in voller Kraft, war der  
Beisamste im ganzen Dorf und hatte drei Söhne, die ihm  
tzen: der älteste bereits verheiratet, eben erwachsen der  
itlere, auch der dritte schon groß genug, um mit den  
serben und beim Pfluge umzugehen. Iwans Alte war ein  
scheites und wirtschaftliches Weib, ruhig und arbeitsam  
r seine Schwiegertochter. Nichtarbeitende Mäuler gab  
nicht, außer seinem greisen Vater — der lag, krank am  
thma, bereits das siebente Jahr auf dem Ofen. Iwan  
tte alles zur vollen Genüge — drei Pferde und ein Füllen,  
te Kuh mit einem Kalbe, fünfzehn Schafe. Die Weiber  
igten für die Männer und arbeiteten im Felde; die  
änner verrichteten ihre Bauernarbeit. War das neue  
orn eingebracht, so hatte man vom alten noch eine Fülle.  
it dem Hafer wurden die Abgaben und das Notwendige  
stritten. Iwan hatte nur zu leben mit den Kindern. Aber  
of an Hof lebte Nachbar Garwil der Hinkende, des Garbej  
wanow Sohn. Zwischen ihnen brach Feindschaft aus.

Solange der alte Garbej lebte und Iwans Vater wirt-  
haftete, lebten die Bauern gutnachbarlich. Hatten die  
Berber ein Sieb oder einen Stibel nötig, brachten die  
änner eine Platte oder ein Rad, so schickten sie einer  
m andern und halfen sich aus. Verkauft sich des Nach-  
ars Kalb in die Tenne — man verjagt es und sagt nur:  
chtet auf das Kalb, bei uns ist vom Dreschen noch nicht  
nsgesäumt. Verhllte Gott, daß einer vor dem andern  
was verflecken, daß er Tenne oder Scheuer verschließen



oder gar zu Gerucht mit einer Ake gehen sollte -- dergleichen war nicht Brach.

So lebte man zur Zeit der beiden Alten. Anders aber wurde es, als die Jungen wirtschafteten.

Mit etwas ganz Nichtigem fing es an.

Iwans Schwiegertochter sammelte Eier zum Ostersfest, holte sich täglich das frischgelegte Ei aus dem Kasten der Tefega in der Schenne. Wahrscheinlich hatten einmal die Kinder die Henne aufgeschreckt, sie flog über das Gesecht zum Nachbar und legte auf dessen Hof. Die junge Frau hört die Henne gackern und denkt: jetzt ist keine Zeit, zum Festtage muß man im Hause aufräumen; später will ich das Ei holen. Am Abend geht sie in die Schenne -- kein Ei ist im Wagenkasten. Sie fragt die Schwiegermutter, den Schwager, ob sie es nicht genommen haben. Nein, sagen sie, wir haben es nicht genommen. Aber Tarasska, der jüngste Schwager, sagt:

„Deine Henne hat auf dem Hof beim Nachbar gelegt, dort hat sie gackert, von daher kam sie geflogen.“

Die junge Frau sieht ihre Henne an: die sitzt neben dem Hahn auf der Querstange, ihre Augen sind verschleiert, sie ist im Begriff einzuschlafen. Wenn hätte sie die Henne gefragt, wo sie gelegt hat -- aber die Henne kann ja nicht antworten. Und die junge Frau ging zu den Nachbarn.

Die Alte kommt ihr gerade entgegen.

„Was willst du, junge Frau?“

„Meine Henne, Großmutterchen, ist heut zu Euch herübergeflogen -- hat sie nicht irgendwo ein Ei gelegt?“

„Hab's mit keinem Auge gesehen. Mit Gottes Segen legen unsere eigenen schon lange; unsere Eier haben wir gesammelt, fremde brauchen wir nicht. Wir gehen nicht, meine Liebe, auf fremde Höfe, um Eier zu sammeln.“

Diese Rede tränkte die junge Frau; sie sagte ein überflüssiges Wort, die Nachbarin trumpsste zwei überflüssige Worte darauf -- und nun hub der Bauk an. Iwans

Frau, die Wasser trug, kam vorüber, auch sie mischte sich ein, die Frau Gawril's rannte herbei, tabelte die Nachbarin, erwähnte das, was gewesen war, und setzte hinzu, was nicht gewesen war. Das gab ein Gepolter! Alle schrien durcheinander, überhasteten sich und es fielen arge Worte. Du bist so und so eine . . . du bist eine Diebin . . . eine Schlampe . . . du bringst deinen Alten mit Gift um. — Und du bist eine Bettlerin . . . mein Sieb hast du durchgeschlagen . . . auch unser Schulterjoch hast du, her mit dem Schulterjoch!

Sie packen das Schulterjoch, vergießen das Wasser, zerren sich die Tücher vom Felde, balgen sich. Gerade kam Gawril vom Felde heimgesahren, er nahm sich seines Weibes an. Von seinem ältesten Sohne begleitet, stürzte jetzt auch Iwan herzu und alle mengten sich zu einem wirren Rudel; er war ein kräftiger Mann, die Drängenden stieß er von sich, Gawril zog er einen bläuelen Barthaare aus. Das ganze Dorf war zusammengelaufen, mit Mühe wurden die Streitenden auseinander gebracht.

Das war der Anfang.

Gawril wickelte seinen bläuelen Bart in ein Papier und fuhr in das Gemeindegerecht.

„Nicht deshalb,“ sagte er, „habe ich mir den Bart wachsen lassen, damit ihn Wanja, so ein Schußbiack, anreißt.“

Und seine Frau prahlte vor den Nachbarn, den Iwan hätten sie vor Gericht gebracht und er müßte nach Sibirien.

Vom ersten Tage ab redete der Alte vom Ofen her zum Guten, aber die Jungen hörten nicht auf ihn. Er sagte ihnen:

„Nichtiges thut ihr, Kinder, aus Nichtigem faugt ihr Gott weiß was für eine Geschichte an. Bedenkt doch, der Streit entspann sich wegen eines Eies. Haben da die Kinder ein Ei aufgehoben, nun --- Gott mit ihnen. Was liegt an einem Ei! Beim Heben Gott laugt es für alle. Ist

ein böses Wort gefallen, so mache es wieder gut u. Besehrung, wie man besser spricht. Habt ihr euch g. — die Menschen sind voll Blinde — auch das kom. Nun geht, vertragt euch — und dann vergest die. Sinit ihr aber Schlimmes — euch selbst wird's bekommen."

Die Jungen schlugen die Worte des Greises in bei sie dachten: er redet nur so, um nach Mit alter f. brummen.

"Den Bart habe ich ihm nicht ausgerissen," beh. Iwan, „er selbst rupfte ihn sich aus, und sein Sohn mir das ganze Hemd — da ist das Hemd."

Wegen des Hemdes gab er eine Klage ein. Sie beim Friedensrichter und beim Gemeindegerecht. W. sie prozessierten, war bei Gawril ein Deichselnagel u. Telega verloren gegangen. Die Weiber von Gawr. kennndeten Iwans Sohn, den Nagel gestohlen zu. Wir haben gesehen, sagten sie, wie er Nachts zur. schlich, und die Gewatterin hat gesagt, er sei bei der. angefahren und habe dem Wirt den Deichselnagel. Kauf angeboten.

Wieder beginnt das Klagen. Und auf den Höfen. str. Tag, wird geschimpft und manchmal kommt. Prillgelei. Auch die Kinder schimpfen, sie lernen es v. Erwachsenen; kommen die Weiber am Glas zusammen. schlagen sie nicht so viel mit dem Waschbäumel, als si. den Jungen schnattern — und alles zum Bösen.

Anfangs verkenndeten sich die Männer; später. sobald nur etwas nicht eingeschlossen war, bestahen s. in der That; und so hatten sie es auch den Frauen. Kindern beigebracht. Ihr Leben wurde immer schl. immer schlechter. Iwan Schtscherbakow wie Gawril. Hinkenbe, klagten nacheinander in den Versammlungen, Gemeindegerecht, beim Friedensrichter, so daß sie berei. allen Verächten Langweilig geworden waren. Wasd I

Gawril den Iwan zu Straßzählungen oder ins Loch, oder Iwan den Gawril. Und je mehr sie einander Schaden anthun, je mehr wächst ihre Wut. Hunde kommen aneinander: je länger die Balgerei dauert, je mehr rasen sie. Man schlägt einen Hund von hinten und er denkt, der andere beiße ihn, und wird nur noch mehr gereizt. So auch diese Bauern: sie schleppen ihre Klagen von Gericht zu Gericht, bald den einen, bald den anderen belegt man mit Geldstrafe oder Locht ihn ein — und für alles das lobert nur heftiger der Haß. Warte du nur, ich werd's dir heimzahlen! Und so ging es bei ihnen sechs Jahre lang. Vom Ofen her redet der Alte immer wieder seinem Sohn ins Gewissen.

„Was macht ihr, Kinder? Werst eure Rechnungen fort, macht es klar zwischen euch, treibt die Erbitterung nicht weiter — es wird besser sein. Je mehr ihr euch erboßt, je schlimmer kommt es.“

Man hört nicht auf den Alten.

Im siebenten Jahre war die Zwietracht so weit gebießen, daß auf einer Hochzeit Iwans Schwiegertochter den Gawril vor den Penten verunglimpfte — sie kramte aus, daß er beim Pferdebiebstahl ertappt worden. Gawril, der betrunken war, vermochte nicht an sich zu halten, er versetzte dem Weibe einen Schlag — schlug sie so, daß sie eine ganze Woche liegen mußte; und das Weib war schwanger. Iwans Freude kannte keine Grenzen. Er gab eine Witschrift an das Gericht ein. Jetzt, denkt er, werde ich den Nachbar los, er entgeht Sibirien nicht. Aber es kam anders, das Gericht nahm die Witschrift nicht an. Man untersuchte das Weib: es stand auf und keine Folgen waren zu spüren. Iwan fuhr zum Friedensrichter; derselbe schickte die Sache dem Gemeindegerecht. Iwan setzte alle Hebel in Bewegung, er bewirtete den Schreiber und den Starosten mit einem halben Webro süßen Schnaps und brachte es dahin, daß Gawrils Willen blüßen sollte.

Der Schreiber liest: Das Gericht der Gemeindeverwaltung hat verurtheilt, den Bauer Gawril Garbajew mit zwanzig Rutenhieben zu bestrafen.

Während der Verlesung schaut Iwan auf Gawril — was wird er jetzt thun?

Gawril war weiß wie ein Handtuch geworden, er lehnt sich um und geht in den Flur.

Iwan, der nach seinem Pferde sehen will, geht gleichfalls hinaus und hört, wie Gawril sagt:

„Gut, er wird meinen Ruten pentchen, bei mir wird's brennen; daß es nur bei ihm nicht wehen brenne!“

Wie er diese Worte vernommen, lehnt Iwan zu den Richtern zurück.

„Gerechte Richter! Er droht, meinen Hof anzuzünden. Vor Zeugen hat er's gesagt.“

Man ruft Gawril und fragt ihn.

„Ich habe nichts gesagt. Peitscht mich, wenn ihr die Macht habt. Ich also muß allein für meine Wahrheit büßen, und er darf alles.“

Er will noch mehr sagen, aber seine Lippen und Wangen beben. Er wendet sich zur Wand. Sogar die Richter erschrecken, wie sie auf ihn sehen. Wenn er nur nichts Böses sich selbst oder dem Nachbar anthut!

Und einer der Richter, ein Greis, hebt an:

„Hört auf mich: kommt lieber im Guten miteinander aus. Hast du wohlgethan, Iwan, Gawril, daß du das schwangere Weib schlugst? Es ist ja gut, daß sie Gott beschützt hat — aber was für eine Sünde hätte daraus entstehen können! Betenne dich schuldig und bitte ihn um Verzeihung. Und er wird verzeihen. Wir werden diese Verhängung umschreiben.“

Der Schreiber mischte sich ein: „Kant § 117 darf das nicht geschehen. Ein friedliches Uebereinkommen hat nicht stattgefunden, aber eine Verhängung des Gerichtes, und die Verhängung muß in Kraft treten.“

Der große Richter achtete indes nicht auf den Widerspruch des Schreibers.

„Höre auf,“ sagte er, „es brennt dir wohl auf der Zunge. Der erste Paragraph, Bildberchen, ist der: man muß an Gott denken. Und Gott hat Verzeihung geboten.“

Und er sprach auf die Bauern ein, vermochte indes nicht, sie einzustimmen. Gawril wollte nicht auf ihn hören.

„In einem Jahre,“ sagte er, „werde ich fünfzig Jahre alt, ich habe einen verheirateten Sohn, ich bin nie geschlagen worden, und jetzt soll ich um dieses Schandbills Wanksa willen mit Duten geächtet werden, und soll ihn obenbrein um Vergebung bitten! Nur aber genug . . . Wanksa wird an mich denken . . .“

Wieder zitterte seine Stimme; außer stande, weiter zu sprechen, ging er hinaus.

Zehn Werst waren es etwa von der Gemeindeverwaltung bis zum Hofe. Spät kam Iwan nach Hause. Die Weiber waren schon fort, um das Vieh heinzutreiben. Er spannte das Pferd ab, stellte den Wagen ein und trat in das Haus. In der Stube fand er niemand. Die Stühne waren vom Felde noch nicht zurückgekommen. Iwan setzte sich auf die Bank und grübelte. Er dachte an Gawril, als man ihm die Entscheidung vorlas, wie er weiß wurde und zur Wand sich wendete. Das Herz zog sich ihm zusammen. Wie wäre ihm selbst zu Mute gewesen, wenn man ihn zu Duten verurteilt hätte wie Gawril! Gawril that ihm leid.

Der Alte auf dem Ofen bekommt einen Hustenanfall, er dreht sich um, er läßt die Beine hängen, friecht herunter, schleppt sich bis zur Bank und setzt sich. Er ist ganz abgemattet von diesem Gang, hustet sich aus, stillt sich an den Tisch und fragt:

„Was ist's — hat man ihn verurteilt?“

„Zu zwanzig Dutenhieben hat man ihn verurteilt.“

Der Alte schüttelt den Kopf.

„Schlecht handelst du, Iwan — ach, wie schlecht! Nicht

ihm, dir selbst thust du Schlechtes. Schlägt man ihm den Rücken wund, wird dir davon leichter?"

"Künftig wird er berartiges unterwegs lassen."

"Was wird er unterwegs lassen? Was macht er denn schlechter als du?"

Zwan wurde ärgerlich.

"Er hätte meine Schwiegertochter tot schlagen können," rief er. "Und jetzt droht er, mir den Hof anzuzünden. Soll man sich dafür vor ihm verbiegen?"

Der Alte senkte und sagte:

"Du kommst in der weiten Welt herum, Zwan, und ich liege schon das wievielfte Jahr auf dem Ofen; so denkst du denn auch, daß du alles siehst und ich nichts sehe. Mein, Junge, du siehst nichts, dir hat Haß die Augen erblinbet. Fremde Sitte ins Auge dir sticht; hinterm Rücken die eigne — die siehst du nicht. Handelte er allein schlecht, glaube mir, so wäre von keinem Übel zu reden. Denn Übles zwischen den Menschen kommt nicht von einem. Das Böse ist zwischen zweien. Seine Schwäche siehst du, nicht aber deine eigne. Wäre er allein böse und du wärest gut, so stände kein Übel da. Wer hat ihm den Bart ausgerissen? wer hat alles eingerührt? wer hat ihn in die Gerichte geschleppt? Und alle Schuld schiebst du ihm zu. Willst du selber schlecht handelst, darum ist's auch schlecht. Nicht so, Junge, lebte ich, und so habe ich's auch euch nicht gelehrt. Lebte ich so mit dem Alten, seinem Vater? Wie haben wir gelebt? Nachbarlich. War ihm das Mehl ausgegangen, so kam sein Weib. 'Dunkel Trof, wir brauchen Mehl.' 'Geh' in den Speicher, junge Frau, und nimm, wieviel ihr nötig habt.' Hat er keinen mit seinen Pferden zu schlafen —, 'geh', Wanjabla, führe seine Pferde!' Und langt's bei mir nicht, gehe ich zu ihm. 'Dunkel Garbei, das und das brauche ich.' — 'Nimm dir, Dunkel Trof.' — So war es zwischen uns. Und auch ihr hättet ein leichtes Leben. Was aber ist jetzt? Menschlich erzählte der Soldat

von Plewna. Ist das ein Leben? Und was für eine Stunde! Du bist ein Mann, du bist Herr im Hause. Von dir wird's verlangt. Was lehrst du die Weiber und die Kinder? Zank lehrst du sie. Neulich unterfing sich sogar Tarascha, dieser Anierps, auf Muzhne Krina zu schimpfen. Und die Mütter lacht über ihn. Ist das nun gut? Von dir wird es verlangt. Denk' doch an die Seele. Muß man so handeln? Du mir ein Wort — ich dir zwei Worte, du mir eine Ohrfeige — ich dir zwei Ohrfeigen. Nein, Zunge! Christus, als er auf Erden wandelte, hat uns Dummköpfe das nicht gelehrt. Sagt man dir was Böses, schmeiß' es herunter; ihm wird das Gewissen schlagen. So hat Er uns, der Herr, gelehrt. Dir einen Backenstreich, und du halte die andere Backe hin; da, schlage zu, wenn ich's verblene. Ich sage dir, sein Gewissen wird sich rühren, demüthig wird er werden und auf dich hören. So hat er uns geboten, nicht hochmüthig zu sein. Was schweigst du denn? Spreche ich recht?"

Zwan giebt keine Antwort.

Der Alte hustet, gewinnt mühsam wieder Kraft und spricht weiter.

„Du denkst, Christus habe uns Schlechtes gelehrt. Seine Lehre ist nur zum Guten für uns. Denke du wenigstens an das irdische Leben. Ist dir nun besser oder schlechter geworden, seitdem dieses Plewna entstand? Rechne mal nach, was du verthan hast für die Gerichte, was du verfahren, auf den Fahrten verlegt hast. Deine Söhne sind schon junge Adler, du müßtest nur leben und vergaß gehen. Aber dein Wohlstand geht abwärts — und weshalb? Weil du voll Hochmuth bist. Du mußt mit den Kindern ausß Geld fahren und selbst auf alles sehen, dich aber sagst der Böse zum Richter oder zu irgend einem Rechtsverbreher. Pflügst du nicht zu rechter Zeit, säest du nicht zu rechter Zeit, so verwelkelt dir das Mitternachts Erbe den Segen. Weshalb ist jetzt der Hafer nicht geblieben?"



Wann hast du ihn gesät? Als du aus der Stadt kommst. Und was hast du ausgerichtet? Hast dir was auf den Hals gezogen. Oh, Junge, denke du an deine eigne Sache, schalte und warte mit deinen Söhnen auf dem Felde und im Hofe; beleidigt dich der Nachbar, so vergieh ihm, wie's Gott befiehlt — und du wirst freiere Hand haben und dich leichter auf der Seele füttern."

Swan schweigt.

"Stieh' mal, Wanja, hör' du auf mich, den Alten. Spanne den Schecken an, fahre gleich in die Behörde, mache mit der ganzen Sache ein Ende und am Morgen geh' zu Gawril, versöhnt euch, wie's Gott befiehlt, und lade ihn zu dir ein, morgen ist gerade Feiertag (es war am Vorabend des Geburtsfestes der heiligen Jungfrau), stelle die Theemaschine auf, auch Brauntwein setze vor — und befreie von Sünden deine Seele für jetzt und für die Zukunft. Und so schärfse es auch den Weibern und Kludern ein."

Swan senft, er denkt: Wahr spricht der Alte. Und er empfindet keinen Groll mehr. Nur weiß er nicht, wie er es beginnen, sich jetzt versöhnen soll.

Als habe er die Gedanken des Sohnes erraten, fährt der Alte fort:

"Schlebe es nicht auf, Wanja, gehe gleich. Lösche das Feuer solange es glimmt; lodert's einmal auf, so säugst du's nicht mehr."

Der Alte wollte noch mehr sagen, hörte indes auf, da die Weiber ins Haus kamen und wie die Elstern durcheinander schreien. Sie hatten bereits gehört, daß Gawril zu Mutenstieben verurteilt war und die Drohung laut werden ließ, dem Kläger Haus und Hof anzustecken. Zu dem Gehörten setzten sie eignes hinzu. Sie kamen von der Weide, wo es Rant mit Gawrils Weibern gegeben, und erzählten, dessen Schwiegermutter habe mit dem Untersuchungsrichter gedroht, der würde jetzt die ganze Sache umbrechen; und der Dorflehrer habe bereits die zweite Klageschrift gegen

Iwan an den Zaren selbst geschickt, und in dieser Witschrit sei alles geschrieben, das vom Deichselnagel und das vom Gemüßgarten, und Iwans halber Besitz werde jetzt an Gawril übergehen. Iwan hörte ihre Neben, es ward ihm eilig um das Herz und er veränderte seinen Entschluß, mit Gawril sich zu versöhnen.

Mit den Weibern ließ er sich auf keine Unterhaltung ein. Er stand auf und ging seiner Arbeit nach in die Dreschtenne und in die Schenne. Die Sonne war untergegangen und die Söhne kamen vom Felde heim. Sie hatten den Boden, wo das Sommergetreide gestanden, für den Winter umgepflügt. Iwan begegnete ihnen, als er von der Schenne kam, fragte sie über ihre Arbeit aus, half ihnen beim Auschirren und legte sich ein schadhafes Kummnet zum Ausbessern zurecht. Es war schon ganz fluster geworden. Jetzt zu Abend essen und dann schlafen, dachte Iwan; er nahm das Kummnet mit sich und ging ins Haus. An Gawril und die Worte, welche der Vater gesprochen, dachte er nicht mehr. Wie er in den Flur treten wollte, hörte er, wie der Nachbar mit heiserer Stimme zu jemand sagte: „Holt ihn der Teufel! Elten muß man ihn!“ Einen Augenblick blieb er stehen, schüttelte den Kopf und trat in die Stube.

Man hatte Licht angezündet. Die junge Frau saß in der Ecke am Spinnrocken, die Alte bereitete das Abendbrot, der älteste Sohn flocht Wasschuhe, am Tisch hinter einem Buch saß der zweite, Tarasska machte sich zurecht, um mit den Pferden die Nacht auf dem Felde zuzubringen.

Wie wäre es im Hause so wohlthig ohne diese Frostbente, den bösen Nachbar.

Mährisch war Iwan eingetreten, er stieß die Stabe von der Bank und schimpfte auf die Frauen, die Ruhe stehe nicht an ihrem Platz. Er wurde immer bösserer, runzelte die Stirn und stielte am Kummnet, während ihm die Worte Gawrils, dessen Drohung vor Gericht

und jenes: „Töten muß man ihn!“ nicht aus dem Kopfe kamen.

Die Alte setzte Tarasjka das Abendbrot vor; er aß, zoß Haselpeß und Raßtan an, umgürtete sich, steckte Brot zu sich und ging hinaus zu den Pferden. Der älteste Bruder wollte ihn geleiten, Iwan aber stand selbst auf und ging mit dem Sohne hinaus.

Auf dem Hofe war es völlig dunkel, Wind erhob sich, Wolken jagten am Himmel.

Iwan half Tarasjka aufs Pferd, trieb das Füllen an, blieb stehen, sah dem Zungen nach und horchte, wie er durch das Dorf ritt und mit den Genossen zusammentraf — bis sie alle außer Gehörweite fortgeritten waren. Lang stand er am Hause und die Worte Gawrills: „Daß es um bei ihm nicht weher brenne!“ wichen nicht aus seine Gedanken.

Er wird mit sich selbst nicht Mitleid haben . . . er herrscht Trockenheit . . . ein arger Wind geht. Irgeht wie schlecht er sich von hinten an . . . steckt das Gehör in Brand . . . macht sich aus dem Staube. Mein Ha und Gut senkt er nieder, der Dube . . . und behält Nicht. Könnte ich ihn überraschen! Ich kesse ihn nicht aus den Händen.

Von diesen Gedanken beherrscht, ging Iwan, statt in das Haus zurückzukehren, auf die Straße. Ich will den Hof umgehen, denkt er. Wer weiß, was dieser Gawrill in Schme hat. Und mit leisen Schritten ging er längs der Pforte. Wie er um die Ecke biegt und den geflochtenen Baum entlang sieht, scheint es ihm, als ob an der anderen Ecke etwas husche und sich gleich wieder verkrieche. Er bleibt stehen und rührt sich nicht. Still ist es ringsum nur im Stroh raschelt es und durch die Zweige, kaum hörbar, geht ein Mauschen. In der Dunkelheit konnte er zuerst die Hand nicht vor den Augen sehen; nun aber haben seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt und deutli-

gewahrt er die Egge und den Hackenpflug unter dem Schirmdach. Scharf lugt er hin: niemand ist zu sehen.

Es schien mir wohl nur so, denkt er; aber besser ist's, wenn ich herningehc. Und die Scheune entlang schleicht er weiter; so leise tritt er in den Bassinschen auf, daß er seine eigenen Schritte nicht hört. Wie er an die Ecke kommt, blickt nahe am Hackenpfluge etwas auf und in einem Husch zerfliebt es. Das Herz krampft sich ihm zusammen und er bleibt stehen. An derselben Stelle lodert es jetzt auf und deutlich sieht Iwan im grellen Scheine, den Blicken ihm zugesehrt, einen Menschen mit einer Mütze auf dem Kopf am Boden geduckt — der zündet ein Strohblindel an, welches er in der Hand hält. Vor Schreck benommen, starrt Iwan auf die Stelle, dann rafft er sich zusammen und geht mit großen Schritten gerade auf den Mann zu. Er entweicht mir nicht — gleich werde ich ihn fassen.

Er war noch nicht weit gekommen, als es plötzlich Todernd aufschlug — an einer anderen Stelle — das Stroh unter dem Vordach fängt Feuer, leidend broht es das Dach zu ergreifen — und da steht Gawril — deutlich sieht er ihn.

Wie ein Habicht auf eine Lerche stürzt sich Iwan auf den Hinfenden. Ich werde ihn binden — entschlipfen kann er nicht. Aber Gawril hat wohl Schritte gehört, er steht sich um und wie ein Hase, woher er auch die Schnelligkeit genommen haben mag, hinkt er längs der Scheune.

„Entgehst mir nicht!“ ruft Iwan und eilt auf ihn zu.

Fast hat er ihn schon am Stragen, als Gawril, sich windend, weiter läuft, während er selbst am Mooschoß hängen bleibt und fällt. Schnell springt er auf, schreit um Hilfe und läuft wieder.

Währenddessen war Gawril auf seinem eignen Hof angelangt; aber Iwan jagte ihm nach, will eben ihn packen, als etwas wie ein Stein seinen Scheitel wuchtig trifft und ihn betäubt. Gawril hatte einen Eichenpfahl aufgehoben und mit aller Kraft Iwan auf den Kopf geschlagen.

Iwan dunkelte es vor den Augen und er wartete. Als er zu sich kam, war Gawril nicht mehr da. Helle wie am Tage hatte sich verbreitet und von der Seite seines Hofes her summte und kisterte es. Die hintere Scheune seines Gehöftes stand in vollen Flammen, auch die Nebenscheune war ergriffen; Feuer und Rauch, Funken vom brennenden Stroh, mit Rauch untermischt, lugten auf das Haus.

„Was ist das? Brülber!“ rief Iwan, hob die Hände auf und schlug sich auf die Lenden. „Ich hätte es ja nur aus dem Vordache herauszuziehen brauchen und auszustampfen.“

Er wollte schreien, aber der Atem war ihm benommen, die Stimme versagte; er wollte laufen, aber die Hüfte bewegten sich kaum und hielten sich aneinander — er machte einen Schritt, zwei Schritte, versuchte Atem zu holen, ging weiter. Wie er auf seinem Hofe angekommen war, brannte bereits die ganze Nebenscheune und die Pforte; aus dem Hause, so daß jeder Ausweg gehemmt war, schlugen Flammen. Viele Menschen hatten sich angesammelt, aber es gab nichts für sie zu thun. Die Nachbarn trugen ihre Habe aus den Gehöften und trieben ihr Vieh aus den Ställen. Von Iwans Hof sprang die Flamme auf Gawrils Hof über und ging, wie der Wind stärker wurde, über die Straße. Wie mit einem Wesen hatte das Feuer das halbe Dorf fortgesetzt.

Aus Iwans Hause hatte man den Alten heransgetragen, die Gerätschaften verbrannten, die Menschen retteten fast nur das nackte Leben. Außer den Pferden im nächtlichen Lager verbrannte alles Vieh, die Hühner verbrannten, es verbrannten Hackenpflüge, Eggen, die Telega, die Kasten der Weiber, in den Tennen das Korn — alles verbrannte.

Bei Gawril hatte man das Vieh und einiges Gerät gerettet.

Es brannte die ganze Nacht hindurch. Iwan stand neben seinem Hof, schaute auf die Flamme und wiederholte immer:

„Was ist das? Wilder! Ich hätte es ja nur herausziehen brauchen und ausstampfen.“

Als aber das Dach einsinkte, kletterte er in das Haus, ergriff einen angebrannten Balken und schleppte ihn aus dem Feuer. Die Weiber suchten ihn zurückzuhalten, er aber kletterte wieder in das Haus. Von Schwindel ergriffen, taumelte er und stürzte. Sein ältester Sohn kroch ihm nach und zog ihn heraus. Bart und Haupthaar waren wie die Kleider verfeuert, eine Hand verletzt. Er stülzte die Brandwunde nicht. Vor Kummer verlor er den Verstand, sagten die Leute. Allmählich erlosch das Feuer, Iwan aber stand noch immer auf der Brandstätte und sagte nur:

„Was ist das? Wilder! Ich hätte es ja nur herausziehen brauchen.“

Am Morgen kam der Sohn des Starosten zu ihm.

„Onkel Iwan, dein Vater liegt im Sterben, er läßt dich rufen, um Abschied von dir zu nehmen.“

Iwan hatte auch den Vater vergessen und begriff nicht, was man ihm sagte.

„Welcher Vater?“ fragte er. „Wer ruft?“

„Um Abschied zu nehmen, läßt er dich rufen. Er liegt im Sterben in unserem Hause. Komm, Onkel Iwan.“

Mit Mühe begriff Iwan und ging dem Sohne des Starosten nach.

Während man den Alten aus dem Hause trug, war derselbe durch brennendes Stroh arg verletzt worden. Man hatte ihn zum Starosten in ein anderes Dorf gebracht.

Als Iwan zum Vater kam, waren in der Stube nur die Frau des Starosten und auf dem Ofen die Kinder. Die andern hatten sich auf die Brandstätte begeben. Der Alte lag auf der Bank, mit einem Ruch in der Hand und schaute auf die Thür. Als er den Sohn eintreten sah, regte er sich ein wenig. Iwan trat zu ihm.

„Nun, Wanyabka,“ begann er, „sagte ich's dir nicht? Wer ist der Brandstifter?“

„Er, Väterchen, er. Ich habe ihn auf der That er-  
tappt. In meinem Delfein legte er Feuer unter dem Dach  
an. Ich hätte nur das brennende Strohblündel an mich  
reißen und anstreten sollen — und nichts wäre geschehen.“

„Mein Tod ist herangelommen, Iwan, und auch du  
wirst sterben. Sage mir: wessen Sünde ist es?“

Iwan starrte den Vater an und schwieg, er konnte kein  
Wort herausbringen.

„Sage vor Gott: wessen Sünde? Was habe ich dir  
gesagt?“

Iwan kam zu sich, er begriff alles. Er fiel vor dem  
Vater in die Kniee, weinte und sagte:

„Mein Väterchen, verzeihe mir um Christi willen, schuldig  
bin ich vor dir und vor Gott.“

Der Alte nahm das Licht in die linke Hand, wollte sich  
mit der rechten bekreuzen, erreichte aber die Stirn nicht und  
bleibt inne.

„Ehre sei dir, Gott! Ehre sei dir, Gott!“ murrte er  
und sah den Sohn an. „Wanjsa, ach, Wanjsa!“

„Was, Väterchen?“

„Was ist nun zu thun?“

Iwan weinte noch immer.

„Ich weiß nicht, Väterchen, wie wir jetzt leben werden.“

„Der Alte schloß die Augen, mit den Lippen muschelte  
er, als ob er alle Kräfte zusammenrassle, schlug wieder die  
Augen auf und sagte:

„Ihr werdet schon durchkommen. Lebt ihr mit Gott —  
werdet ihr durchkommen.“ Er schwieg, lächelte und sagte  
weiter: „Keinem mußt du sagen, Wanjsa, wer das Feuer  
angelegt hat. Bedecke die fremde Sünde, und Gott wird  
dir doppelt verzeihen.“

Und der Alte faßte das Licht mit beiden Händen, senkte  
auf, streckte sich und verschied.

Zwan gab Gawril nicht an und keiner erfuhr, woher das Feuer entstand; sein Woll auf den Nachbar war verflohen.

Gawril konnte sich nicht genug verwundern, daß Zwan schwieg; anfangs hatte er Furcht, später aber gewöhnte er sich an ihn. Als der Zwist zwischen den Männern beigelegt war, vertrugen sich auch die Familienmitglieder. Während sie sich wieder anbaute, lebten beide Familien zusammen in einem Gehöft. Man baute die Häuser nicht mehr so nahe aneinander, aber doch blieben wie vordem Zwan und Gawril Nachbarn.

Und nachbarlich, wie einst die Alten gelebt, lebten sie zusammen. Zwan Schtscherbakow denkt an das Gebot des Alten: Feuer müsse man löschen solange es glimmt.

Thut ihm jemand Schlimmes an, so stimmt er nicht auf Rache, sondern ist bemüht, Frieden herzustellen; spricht zu ihm jemand ein arges Wort, so giebt er keine noch ärgere Antwort, sucht ihn vielmehr zu bekehren, daß er nichts Böses spreche. So hielten es auch die Weiber und die Kinder. Und Zwan Schtscherbakow erholte sich vom Unglück und sein Wohlstand wuchs.

---



## Der Gefangene im Kaukasus.

### 1.

Shilin war Offizier im Kaukasus.

Einst erhielt er einen Brief aus der Heimat. Die alte Mutter schreibt ihm: Ich bin alt geworden und möchte vor meinem Ende den geliebten Sohn wiedersehen. Komm, um von mir Abschied zu nehmen, und dann tritt mit Gott deinen Dienst wieder an. Ich habe dir eine Braut ausgesucht, sie ist klug und gut und hat Grundbesitz — vielleicht heiratest du und bleibst hier.

Shilin wurde nachdenklich. In der That, die Mutter ist schwach geworden, kann er; vielleicht bekomme ich sie nicht mehr zu sehen. Ich will reisen; und steht mir die Braut an, ich kann ja auch heiraten.

Er ging zu seinem Oberst, nahm Urlaub, verabschiedete sich von den Kameraden, stellte seinen Soldaten vier Wedio Brauntwein zum Abschied und bereitete sich zur Fahrt.

Damals war Krieg im Kaukasus. Bei Tage wie bei Nacht wurden die Wege beunruhigt; kann hatte einer von den Russen die Festung verlassen, so töteten ihn die Tataren oder schleppten ihn in die Berge. Deshalb wurde befohlen, daß zweimal in der Woche von Festung zu Festung ein Zug unter Bedeckung abginge: vorn und hinten Soldaten, in der Mitte die Reisenden.

Es war im Sommer. Frühlmorgens hatte sich hinter der Festung ein Wagenzug versammelt, die Bedeckung trat heraus und man begab sich auf die Reise. Shilin ritt, sein Wagen mit dem Gepäck ging im Zuge.

Man hatte fünf und zwanzig Werst zurückzulegen. Langsam ging der Wagenzug. Bald blieben die Soldaten stehen, bald fiel ein Rad ab oder ein Pferd stand still, so daß alles wartete.

Die Sonne war schon über Mittag und der Zug hatte erst die Hälfte des Weges zurückgelegt. Staub und Hitze, und die Sonne brennt, nirgends ist Schutz zu finden. Nackte Steppe; kein Baum, kein Busch am Wege.

Shilin, der vorausgeritten war, hält an und wartet auf den Zug; hinter sich vernimmt er ein Hornsignal — also wieder bleibt der Zug stehen. Da denkt Shilin: soll ich nicht allein reiten ohne die Soldaten? Unter mir ist ein gutes Pferd, überraschen mich die Tataren — ich galoppiere davon.

Wie er den Plan überdenkt, sprengt zu ihm ein anderer Offizier, Kostylin, mit einer Flinte, und sagt:

„Wollen wir allein reiten, Shilin, laun's vor Hunger nicht aushalten, und es ist eine so fürchtbare Hitze. Mein Pferd ist zum Auswringen.“

Kostylin, ein bleicher Mann, ist ganz rot im Gesicht, der Schweiß fließt nur so von ihm, Shilin überlegt und sagt:

„Ist die Flinte geladen?“

„Geladen.“

„Reiten wir. Eine Bedingung jedoch: daß wir nicht auseinander kommen.“

Und sie reiten voraus auf dem Wege, reiten über die Steppe, unterhalten sich und spähen dabei nach beiden Seiten. Weit kann man in der Runde sehen.

Kaum ist die Steppe zu Ende, so führt der Weg zwischen zwei Bergen in einen Paß. Da hebt Shilin an:

„Man muß auf den Berg reiten und nachschauen, sonst greift man uns am Ende, wir wissen gar nicht wie, vom Berge an.“

Kostylin aber entgegnet: „Was ist da nachzusehen? Wollen wir auf dem Wege reiten.“

Shilin hörte nicht auf ihn.

„Nein,“ sagte er, „warte du hier unten, ich will oben einen Augenblick Umschau halten.“

Und er ließ das Pferd nach links auf den Berg traben. Es war ein Jagdpferd, für hundert Rubel hatte er es als Füllen in der Herde gekauft und selbst zugeritten — schnell, als hätte es Flügel, trug es ihn die Steile hinauf. Raum war er oben, siehe, in geringer Entfernung von ihm halten berittene Tataren . . . an dreißig Mann. Er sah's und wendete; auch die Tataren sahen ihn, jagten ihn nach, nahmen während des Reitens die Flinten aus dem Futteral. Mit verhängtem Zügel ließ Shilin sein Pferd bergab laufen und rief Kostylin an: „Die Flinte genommen!“ Und zu dem Pferde: „Mein Herzchen, trage mich heraus, stolpere nicht — stolperst du, so bin ich verloren.“

Kostylin indes, statt zu warten, sagte, sobald er die Tataren erblickte, der Festung zu, so schnell er vermochte. Bald von einer, bald von der anderen Seite trieb er sein Pferd an. Am Staube ist es zu merken, wie das Pferd mit dem Schwanz schlägt.

Shilin begreift, daß seine Sache schlecht steht — die Flinte ist fort, mit dem Säbel allein läßt sich nichts machen. Er jagt zurück — noch denkt er zu entkommen. Aber sechs Mann sprengen von der Seite, schneiden ihm den Weg ab. Sein Pferd ist zwar gut, jene indes haben noch bessere Pferde. Er greift in die Zügel, will wieder umkehren, aber das Pferd, einmal im Jagen, schnellst weiter — gerade auf die Felside los. Ein Tatar mit einem roten Bart auf einem grauen Pferde nähert sich. Er grulst und hält die Flinte in Bereitschaft.

Ich kenne euch Teufel, denkt Shilin. Fangen sie einen lebendig, so stecken sie ihn in eine Grube und peitschen ihn. Lebendig sollen sie mich nicht haben . . .

Obgleich nicht groß von Wuchs, war Shilin ein mutiger Mann. Er greift nach seinem Säbel, läßt das Pferd gerade

auf den roten Mann los und denkt dabei: entweder tritt ihn mein Pferd nieder oder ich mache ihn mit dem Säbel unschädlich.

Noch war Schilin nicht auf die Entfernung eines Pferdes herangeritten, als Schilise, von hinten abgegeben, sein Pferd trafen — mit aller Gewalt schlug es auf die Erde und fiel auf den Fuß seines Reiters.

Er will sich erheben, aber schon sitzen auf ihm zwei dieser übertriebenen Tataren und binden ihm die Hände an den Hüften. Zwar reißt er sich los und drängt die Feinde von sich ab, aber noch drei springen von den Pferden und schlagen mit Köpfen auf seinen Kopf. Da ward es ihm wirr vor den Augen und er wankte. Die Tataren ergriffen ihn, banden ihn mit ihren überzähligen Sattelgürteln die Hände an Hüften zusammen und machten einen tatarischen Knoten. Man schlug ihm die Mütze ab, zog seine Stiefel aus, alles durchwühlten sie, das Geld, die Uhr nahmen sie und zerrissen die Uniform. Schilin wendete sich nach seinem Pferde um. Sein Herzenspferd, wie es auf die Seite gefallen war, so lag es noch und schlug mit den Hufen; ein Poch klang ihm im Kopf und pfeifend quillt das schwarze Blut, benetzt eine Welsch in der Munde den Staub.

Ein Tatar nähert sich dem Pferde und nimmt vorsichtig den Sattel ab. Da es noch immer schlägt, durchschneidet er ihm mit seinem Dolch die Kehle. Ein Rischen aus dem Halse — ein Zucken des Körpers . . .

Sattel und Geschirr nehmen die Tataren ab. Der Rotbärtige sitzt wieder auf. Und nun heben sie Schilin zu ihm auf den Sattel; damit er nicht falle, binden sie ihn mit einem Gürtel an den Hüften des Vordermannes — und fort in die Berge.

Hinter dem Tataren sitzt Schilin, schaukelt und taumelt. Vor sich den breiten Tatarenhüften, den schneigen Hals, und glänzend rundet sich der glattrasierte Hinterkopf. Schilins Kopf ist arg zerschlagen, Blut liegt angebacken über den

Augen. Und er vermag sich auf dem Pferde nicht zurechtzurücken und das Blut abzuwischen. So fest sind die Arme zusammengeschmürt, daß es ihn im Schlüsselbein schmerzt.

Langen ritten sie von Berg zu Berg, setzten durch eine Fuhr über einen Fluß, gelangten auf einen Weg und ritten im Thal weiter.

Wie gern hätte Schlin sich den Weg gemerkt — aber seine Augen waren mit Blut verklebt und er vermochte nicht, sich umzuwenden.

Es begann zu dämmern; sie setzten noch über einen Fluß; als sie auf einen breiten Felsen kamen, wirbelte Rauch auf, Hunde säßen an — sie waren im Auf.\*) Die Tataren saßen ab, Tatarenjungen liefen herzu, drängten sich um den Gefangenen, gröhsten, lachten und bewarfen ihn mit Steinen.

Die tolle Jugend wird von dem Moten fortgejagt, der Schlin vom Pferde hebt und in befehlendem Ton einen Ruf erschallen läßt. Ein Mogaier kommt, stark heben sich in seinem Gesicht die Backenknochen, er trägt nur ein Hemd. Das Hemd ist abgerissen, die Brust nackt. Der Mote ruft ihm etwas zu. Sogleich schafft der Arbeiter einen Fußblock herbei: zwei Eichenklöße mit Eiseurungen, an einem der Ringe eine Krampe und ein Schloß.

Schlin werden die Hände losgebunden, man setzt ihn in den Block und führt ihn in einen Verschlag; er wird hineingestoßen und dann schließt sich die Thür. Er taumelt auf den Wist. Als er ein wenig gelegen, tappte er in der Dunkelheit, um die weichste Stelle zu finden, und legte sich nieder.

## 2.

Schlin fand wenig Schlaf. Die Nächte waren kurz. Durch eine Ritze im Holz sieht er, wie es zu tagen beginnt.

\*) Auf, zweifeltig: ein Tatarendorf

Mühsam richtet er sich auf, schleppt sich zur Wand und erweitert die Ritze.

Zu das Thal führt, wie er durch die Ritze bemerkt, ein Weg, rechter Hand steht eine Hütte, zwei Bäume neben ihr. Auf der Schwelle liegt ein schwarzer Hund, eine Ziege weidet mit den Zicklein — sie weiden mit den Schwänzchen. Er sieht — den Berg herauf kommt eine junge Tatarin in farbigem Hemd ohne Gürtel, in Hosen und Stiefeln, den Kopf mit dem Kastan bedeckt, und auf dem Kopf ein großer blechener Wasserkrug. Sie hat schwer zu schleppen, geht gebückt, an der Hand führt sie einen kleinen rasierten Tataren, der nur mit einem Hemde bekleidet ist. Die Tatarin geht mit dem Krug in die Hütte, aus der jetzt der Notbärtige tritt — im seidenen Halbrock, einen silbernen Dolch im Gürtel, mit Schnitten auf dem kahlen Fuß, auf dem Kopf ist eine hohe schwarze Kammsellmütze nach hinten gesetzt. Er reckt sich, glättet seinen Bart, bleibt ein wenig stehen, ruft etwas dem Arbeiter zu und geht weiter.

Zwei junge Burschen treiben Pferde zur Tränke. Ausgere von diesen Mägen mit rasiertem Kopf, im Hemd, ohne Hose, versammeln sich, nähern sich dem Verschlage und stecken trockenes Meißig durch die Ritze. Wie Shilin sie anspricht, nehmen sie Meißig aus — ihre nackten Kniee glänzen.

Shilin möchte trinken, sein Hals ist trocken. Er wünscht, man möchte ihn jetzt ansuchen. Horch — man öffnet die Thür. Der rote Tatar tritt ein, mit ihm ein anderer Tatar, kleiner, mit schwarzem Haar. Die schwarzen Augen glänzen, er ist rotbächtig, den spärlichen Bart trägt er beschnitten; sein Gesicht sieht lustig aus, immer lacht er. Er ist noch besser gekleidet als der Note: Treffen schmücken den dunkelblauselbdenen Halbrock, ein großer Dolch mit reichem Silbergriff steckt im Gürtel; auch die roten Saffianpantoffeln sind mit Silber verziert; die blauen Pantoffeln stecken in dicken Schnitten. Auf dem Kopf sitzt eine hohe weiße Kammsellmütze.

Der rote Tatar murmelt etwas, als ob er schimpfe, bleibt an der Schwelle stehen, lehnt sich an die Thür, spielt mit seinem Dolch und dabei schießt er wie ein Wolf auf Schilin.

Der Schwarze aber, rasch, lebhaft, als befände er sich auf Sprungfedern, geht gerade auf Schilin zu, hockt nieder zu ihm, stößt die Zähne, klopft ihm auf die Schulter, zwinkert mit den Augen, schnappt mit der Zunge und schwagt für Schilin unverständliche Worte.

„Du trinkest! gebt Wasser!“ rüht Schilin.

Der Schwarze lacht und schwagt weiter.

Mit Lippen und Händen macht Schilin deutlich, daß er trinken wolle.

Jetzt begreift der Schwarze, wieder lacht er, wirft einen Blick durch die Thür und ruft:

„Dina!“

Ein schlankes zierliches, etwa dreizehnjähriges Mädchen kommt angelaufen; die Ähnlichkeit mit dem Schwarzen ist unverkennbar; sichtlich ist es seine Tochter; das sind dieselben schwarzglänzenden Augen in dem schönen Gesicht. Sie ist in ein langes dunkelblaues Hemd mit breiten Ärmeln ohne Gürtel gekleidet, rotbesäimt sind Brust und Ärmel. Sie trägt Hosen und Pantoffeln, die Pantoffeln stecken in Schuhen mit hohen Hacken. Den Hals schmückt eine Kette aus russischen Halskrubeln. Sie trägt den Kopf unbedeckt — über der schwarzen Flechte ruht ein Band mit Metallplatten und einem silbernen Kugel.

Der Vater ruft ihr einige Worte zu. Sie läuft fort, kommt wieder mit einem Blechkrug, reicht dem Gefangenen Wasser, hockt nieder und biegt sich so, daß ihre Kniee die Schultern überragen. Mit weitoffenen Augen steht sie auf Schilin, wie er trinkt, als sei er irgend ein Tier.

Wie ihr Schilin den Krug zurückreichen will, springt sie fort wie eine wilde Biene. Ihr Vater lacht laut auf und ruft ihr nach. Sie kehrt um, nimmt den Krug, läuft

hinans, kommt schnell zurück mit ungesäuertem Brod auf einem Brettchen, hockt nieder und läßt die Augen nicht von Schilin.

Die Tataren gehen und verschließen die Thür.

Kurze Zeit darauf kommt der Mogaiier und macht ihn Reichen.

Nach er versteht nicht Russisch. Indes begreift Schilin, er solle dem Boten folgen.

Er schleppt sich mit dem Block — hinkt, kann nicht auf= treten, die Glieder biegen sich seitwärts. In diesem Zustande folgt er dem Mogaiier. Er sieht einen Hof, an zehn Hütten, die Moschee mit einem Minaret. Vor einer Hütte stehen drei gesattelte Pferde, Knaben halten sie am Zügel. Der schwarze Tatar tritt herans und winkt Schilin zu sich heran. Dabei lacht er, spricht in seiner Art und geht wieder in die Hütte. Schilin folgt ihm. Er tritt in eine gute Stube, die Wände sind mit Lehm geglättet, an der Vorderwand stehen bunte Prunkle, teure Teppiche hängen ringsum, vor den Teppichen glitzern reich mit Silber verzierte Flinten, Pistolen, Säbel. Ein niedriger Ofen lehnt an einer Wand. Blank ist der festgestampfte Lehmbofen. In der ganzen vorderen Ecke liegt Filz gebreitet, auf dem Filz liegen Teppiche, auf diesen weiche Kissen. Und auf den Teppichen, alle in Pantoffeln, sitzen Tataren: der Schwarze, der Rote und drei andere. Ihre Köpfe lehnen an die Dämmkissen, vor ihnen stehen auf einem runden Brett Hirsepfannenkuchen und in einem Napf zerlassene Butter, ferner in einem Krüge tartarisches Bier, Bussa genannt. Sie essen mit den Fingern, die Hände sind fettig von Butter.

Der Schwarze sprang auf und gebot, Schilin seitwärts zu sehen, nicht auf den Teppich, sondern auf die nackte Erde. Dann kauert er wieder auf dem Teppich und traktiert seine Gäste mit Pfannenkuchen und Bussa. Der Mogaiier setzt Schilin auf den angewiesenen Platz, nimmt seine Oberschulter ab, die er an die Thüre stellt, wo auch die



anderen Schuße stehen, und setzt sich auf den Stiz näher zu den Herren: gierig steht er zu, wie sie essen, und wischt sich den Speichel ab.

Als die Tataren mit den Pfannentuchen fertig waren, kam die Tatarin, in Hemd und Hosen wie das Mädchen, über den Kopf ein Tuch geschlungen. Sie trug ab und reichte eine schöne Kuse mit enger Schneppe. Die Tataren wuschen sich die Hände, legten dieselben zusammen, stellten sich auf die Kniee, bliesen nach allen Seiten und sagten Gebete. Nachdem sie sich noch eine Weile auf ihre Art unterhalten hatten, wendete sich einer der Gäste in russischer Sprache an Shilin.

„Dich,“ sagt er, „hat Kasi-Muhammed gefangen.“ Er wies auf den roten Tataren. „Er überläßt dich an Abdul-Murad.“ Dabei deutete er auf den Schwarzen. „Abdul-Murad ist jetzt dein Herr.“

Shilin giebt keine Antwort. Abdul-Murad begann jetzt zu reden, wobei er wiederholt auf Shilin zeigte. Der Dolmetsch sagt:

„Er gebietet dir, einen Brief nach Haus zu schreiben, daß man für dich Lösegeld schicke. Wenn er das Lösegeld erhalten hat, giebt er dich frei.“

Shilin dachte nach und sagt:

„Wieviel Lösegeld will er haben?“

Die Tataren besprachen sich untereinander. Der Dolmetsch sagt:

„Dreitausend Rubel.“

„Nein,“ widerspricht Shilin, „dreitausend kann ich nicht bezahlen.“

Abdul sprang auf, suchte mit den Armen und rief Shilin in der Meinung, daß derselbe ihn verstehen würde, einige Worte zu. Der Dolmetsch übersetzt:

„Wieviel bietest du?“

Shilin dachte eine Weile nach und sagt:

„Fihshundert Rubel.“

Die Tataren schrieen durcheinander. Abbul schrie den Moten an, er schwakte so viel und so aufgereggt, daß ihm Speichel aus dem Munde spritzte.

Der Mote indes blinzelt nur und schmalzt mit der Zunge. Wieder hebt der Dolmetsch an:

„Deinem Herrn sind fünfhundert Rubel zu wenig. Er selbst hat für dich zweihundert Rubel gezahlt; Kasim-Muhammed war sie ihm schuldig. Er nahm dich für die Schuld. Dreitausend Rubel — für weniger kann er dich nicht freigeben. Willst du nicht schreiben, so wirfst man dich in eine Grube und straft dich mit der Peitsche ab.“

Oh, denkt Schilin, zeigt man Furcht, so kommt man schwer wieder auf die Beine; er antwortet dem Dolmetsch:

„Und du sage ihm, dem Hund, wenn er mir bange machen will, so bekommt er nicht eine Kopeke — dann will ich gar nicht schreiben. Ich habe keine Furcht vor euch und werde euch nie fürchten, Hundel!“

Der Dolmetsch übersehte und wieder sprachen die Tataren zusammen.

Lange schwakten sie, dann sprang der Schwarze auf, näherte sich Schilin, lachte dabei und rief ihm einige Worte zu.

Der Dolmetsch übersehte: „Gieb tausend Rubel.“

Schilin blieb bei seinem Angebot:

„Mehr als fünfhundert Rubel gebe ich nicht. Tötet ihr mich, so bekommt ihr gar nichts.“

Wieder unterredeten sich die Tataren, schickten den Nogai fort und blieben bald auf Schilin, bald auf die Thür. Jetzt kommt der Nogai zurück, und hinter ihm schleppt sich ein feister Mensch; seine Kleidung ist abgerissen, die nackten Füße stecken in einem Wack.

Ein Ruf der Verwunderung entrang sich Schilin, als er Kostylin erkannte. Auch ihn hat man ergriffen! Man setzte sie beide nebeneinander. Während die Tataren sie angafften, erzählen sie sich ihre Erlebnisse. Kostylin berichtet,

daß sein Pferd nicht weiterzubringen war, es blieb stehen und obenein versagte die Kutsche; Abdul hatte ihn eingeholt und gefangen genommen.

Abdul sprang auf, zeigte auf Koskysin und sagte einige Worte.

Der Dolmetsch übersetzte, daß sie beide Eigentümern eines Herrn seien; weissen Lösungssumme zuerst antrifft, den wir man zuerst freigeben.

„Siehst du,“ sprach er auf Schilin ein, „du bist wir und dein Kamerad verhält sich ruhig. Er schrieb eine Brief nach Hause, man wird flustausend Rubel schicken. Er soll gut gesittet werden und man wird ihm nichts z Leide thun.“

„Mag mein Kamerad thun, was ihm beliebt; er verma es, er ist reich, ich aber bin nicht reich. Wie ich gesagt habe, so bleibt es. Tödet mich, wenn ihr wollt. Mache werdet ihr nicht davon haben. Aber mehr als flusshunder Rubel schreibe ich nicht.“

Nach längerem Schweigen sprang Abdul wieder an brachte einen kleinen Koffer herbei, entnahm demselben ein Feder und einen Feden Papier, schob dieselben Schilin zu klopfte ihm auf die Schulter und machte durch Zeichen bemerklich, daß er schreiben solle. Wirthin war er auf flusshundert Rubel eingegangen.

„Geduldet euch noch,“ rief Schilin dem Dolmetsch zu „Sage du ihm, daß er uns ordentlich nähre und bleib wie es sich gehört, daß er uns nicht trenne — zusammen wird es uns heiterer zu Mut sein — und daß er uns nicht im Block halte.“

Dabei, wie er Abdul ansieht, muß er lachen. An Abdul lacht und erwidert:

„Die beste Kleidung gebe ich euch: einen Escherfessuro und Stiefel, könnt damit zur Hochzeit gehen. Speise soll ihr haben wie Fürsten. Wollt ihr zusammenbleiben, so mögt ihr im Verschlag leben. Vom Block aber laßt in

enich nicht befreien — ihr mühtet euch fortmachen; indessen lasse ich ihn euch zur Nacht abnehmen.“

Er tritt noch näher zu Shilin, klopft ihm auf die Schulter und radebrecht:

„Du gut — schreibst — ich gut.“

Shilin schrieb einer: Brief; damit derselbe nicht ankommen konnte, machte er eine falsche Adresse. Und dabei denkt er: ich werde fliehen.

Man führte Shilin und Kostylin in den Verschlag, brachte ihnen Matsstroh und einen Krug Wasser, Brot, zwei alte Tscherlessenanzüge und vertragene Soldatenstiefel, die zweifellos getöbten Soldaten abgezogen waren. Zur Nacht entledigte man sie der Wüste und schloß sie im Verschlage ein.

### 3.

So verbrachte Shilin mit dem Kameraden einen ganzen Monat. Abdul scherzte immer:

„Du, Iwan, gut; ich, Abdul, gut.“

Aber er nährte sie schlecht. Sie erhielten nur ungesäuertes Brot aus Hirsenmehl oder ungebakenen Teig.

Kostylin hatte noch einmal nach Hause geschrieben; da die Geldsendung nicht eingetroffen war, fühlte er sich sehr niedergeschlagen. Tage lang sitzt er im Verschlage und berechnet, wann der Brief eintreffen könnte, oder er schläft. Shilin jedoch wußte, daß der Brief, welchen er geschrieben, nicht ankommen konnte, und er schrieb auch keinen anderen.

Wo, denkt er, soll die Mutter so viel Geld hernehmen, um mich auszulösen? Sie hat ja zumeist von dem gelebt, was ich ihr schickte. Sollte sie hundert Rubel sammeln, sie würde sich ruinieren. Gott wird mir beistehen, daß ich selbst mich herausbringe.

Und er geht im Dorfe umher, pfeift oder treibt irgend eine Handlung: fornt Puppen aus Thon oder macht Geslecht aus Meißig — in dergleichen war er Meister.

Einst formte er eine Puppe mit Nase, Händen und Füßen im tatarischen Hemd und stellte sie auf das Dach.

Abduls Tochter, Dina, sah die Puppe und rief die Tatarinnen zusammen. Sie setzen ihre Wasserkrüge ab, gucken auf das Dach und lachen. Shilin nimmt die Puppe herunter und hält sie ihnen hin. Sie lachen, wagen aber nicht, sie zu nehmen.

Als die Tatarinnen fortgegangen waren, geht Shilin in seinen Verschlag; die Puppe aber läßt er liegen.

Bald kam Dina angelaufen, blickte sich um, ergreift die Puppe und lief fort.

Am andern Morgen, bei Sonnenaufgang, trat Dina aus der Hütte. Sie trug die Puppe in der Hand, die sie inzwischen mit roten Läppchen verziert hatte, wiegte sie wie ein Kind und trällerte dazu ein Wiegenlied. Bald aber kam ein altes Weib, schimpfte, riß ihr die Puppe fort, zerbrach sie und schickte Dina fort.

Shilin formte eine andere Puppe, die hylfscher war als die zerbrochene, und gab sie Dina.

Einst brachte Dina den Krug und stellte ihn hin; sie setzt sich, sieht ihn an und lacht, indem sie auf den Krug zeigt.

Worüber mag sie lachen? denkt Shilin. Er ergriß den Krug, in dem er Wasser vermutete, und brachte ihn an die Lippen. Er war voll Milch. Als er getrunken, rief er:

„Gut!“

Wie Dina das erfreute!

„Gut, Swan, gut!“ jubelte sie, sprang auf, klatschte in die Hände, riß ihm den Krug aus den Händen und schrie fort.

Heimlich brachte sie ihm jetzt jeden Tag Milch. Bereiteten die Tataren aus Ziegenmilch Käsekladen, die sie auf den Dächern trockneten, so brachte sie ihm heimlich auch von diesen Kladen. Ihr Vater schlachtete einen Hammel, auch davon brachte sie ihm ein Stück im Armel. Sie wartet es vor ihn hin und lief fort.

Stuß war starkes Gewitter, wie aus Eimern goß der Regen eine volle Stunde lang. Die Gebirgswässer trübten sich; wo sonst eine Fuhrt den Durchgang gestattete, war jetzt an drei Urfchin Tiefe, so daß Steine fortgeschwemmt wurden.

Überall fließen Bäche, dumpfe Töne hallen in den Bergen. Als das Gewitter sich verzogen hatte, ist noch das ganze Dorf von Wasserpfützen durchzogen. Shilin erbat sich von Abdul ein Messer, schnitt aus Holz eine Walze und ein Rad, und an beide Enden befestigte er Puppen.

Die Mädchen brachten ihm Lätzchen — er kleidete die Puppen an, als Banae die eine und als Bänerin die andere. Als das Spielzeug fertig war, setzte er es auf den Bach. Das Rad dreht sich und die Puppen tanzen.

Das ganze Dorf versammelte sich: Jungen, Mädchen, Weiber, auch die Männer kamen herbei und schauzten vor Vergnügen mit der Zunge.

Abdul besaß eine zerbrochene Uhr. Er rief Shilin und zeigte ihm dieselbe.

Shilin nahm sie auseinander und machte sie zurecht: die Uhr ging.

Abdul freute sich. Er schenkte Shilin einen zerlumpten Halbrod; tauchte er auch sonst zu nichts, so konnte man doch in der Nacht sich mit ihm zudecken.

Seit dieser Zeit kam Shilin in den Ruf, er sei ein Meister. Aus fernem Dörfern kam man zu ihm: dem soll er ein Flintenschloß, eine Pistole dem anderen zurechtmachen, wieder ein anderer bringt eine Uhr. Abdul gab ihm Werkzeug: Range, Bohrer und Feile.

Nach und nach lernte Shilin ein wenig tatarisch verstehen und sich ausdrücken. Einige Tataren, die an ihn sich gewöhnt hatten, riefen ihn freundlich zu, wenn sie seine Hilfe brauchten, und nannten ihn Zwan; andere sahen ihn noch immer scheel an.

Der rote Tatar mochte Shilin nicht leiden. Wenn er

ihn sah, runzelte er die Stirn und wendete sich ab, schimpfte ihn sogar. Unter den Tataren befand sich auch ein ganz alter Mann. Er lebte nicht im Dorf, kam aber öfters heraus. Shilin sah ihn nur, wenn derselbe, um zu beten, die Moschee besuchte. Er war klein, hatte um seine Kappe ein weißes Handtuch geknüpft; Bärchen und Schnurrbart, die weiß wie Dauen waren, trug er beschnitten, das Gesicht sah rot aus wie Rieselstein; mit seiner Habichtsnase, den stechenden grauen Augen, dem zahnlosen Mund, aus dem zwei Hauer ragten, sah er heimtückisch böse aus; auf seine Artilcke gestützt, blickt er um sich wie ein Wolf. Sieht er Shilin, so prustet er und wendet sich ab.

Einst stieg Shilin den Berg hinab, um nachzusehen, wo der Alte lebt. Er gelangt auf einen Steig und steht einen Garten mit einer steinernen Mauer; im Garten stehen Kirschbäume und ein Häuschen mit einem flachen Dach. Wie er näher tritt, steht er aus Stroh gestrochene Bienenstöcke — summend fliegen die Bienen. Der Alte steht auf den Knien und ist um einen Bienenstock beschäftigt. Um genauer zu sehen, hebt Shilin ein wenig den Kopf, wobei er mit seinem Fußsloß Geräusch macht. Der Alte wendet sich, greift hastig aus dem Gürtel die Pistole und knallt auf Shilin los, der kaum Zeit findet, hinter der Mauer sich zu ducken.

Der Alte führte Klage bei Abdul. Abdul ruft Shilin lacht und fragt:

„Weshalb gingst du zum Alten?“

„Ich hatte nichts Böses im Sinn; wollte nur sehen, wie er lebt.“

Über diese Antwort ärgert sich der Alte, er zischt, brummt, steckt seine Hauer heraus und droht Shilin mit den Händen.

Obwar begriff Shilin nicht alles, aber es ward ihm klar, daß der Alte geboten habe, die Russen zu töten.

Shilin forschte bei Abdul:

„Was ist das für ein alter Mann?“

Darauf antwortete Abbul:

„Ein gewichtiger Mann! was für ein Mann! Viele Mussen hat er getödet. Und reich war er. Er besaß drei Frauen und acht Söhne. Alle wohnten zusammen. Da kamen Mussen, zerstörten den Anl und töteten ihn sieben Söhne. Ein Sohn ergab sich den Mussen. Der Alte ging zu den Mussen und übergab sich selbst. Drei Monate lebte er bei ihnen, fand seinen Sohn, tötete ihn und flüchtete. Seit dieser Zeit zog er nicht mehr in den Krieg, er pilgerte nach Mekka und betete. Darum hat er einen Turban. Wer in Mekka war, heißt Gadschi und trägt einen Turban. Er liebt nicht deine Bräuer; dich zu töten, hat er befohlen; ich aber kann dich nicht töten — ich habe für dich Geld bezahlt; auch habe ich dich lieb gewonnen, Iwan; ich würde dich gar nicht von hier lassen, wenn ich nicht mein Wort gegeben hätte.“ Er lacht und radebrecht russisch: „Du, Iwan, gut; Abbul gut.“

#### 4.

Wieder war ein Monat vergangen. Am Tage geht Schilin im Dorfe umher oder seine geschickten Hände verrichten allerlei Handierungen. Wie aber die Nacht kommt und es im Anl ruhig wird, gräbt er bei sich im Verschlage. Durch die Steine zu bringen, hielt schwer; eifrig arbeitete er mit der Feile und grub unterhalb der Wand ein Loch, gerade groß genug zum Durchkriechen. Daß ich nur ordentlich Umschau halte, denkt er, um die Richtung nicht zu verfehlen.

Da bemerkt er eine Zeit, als Abbul fortgefahren war; nach dem Mittagessen begab er sich hinter den Anl auf den Berg, um auszuspähen. Abbul hatte jedoch, ehe er sich auf den Weg machte, dem Nogaiier befohlen, die Gefangenen nicht aus den Augen zu lassen. Der Bursche läuft Schilin nach und ruft:



„Gehe nicht! Der Herr hat's nicht erlaubt. Gleich rufe ich das Volk.“

Schilin wußte ihn zu bereden.

„Ich gehe ja nicht weit,“ sagte er, „nur auf jenen Berg. Komm mit mir. Im Block laufe ich dir nicht fort. Stomni. Morgen will ich dir eine Krumbrust und Pfeile machen.“

Der Wunsch begleitete ihn auf den Berg. Mit dem Klotz an den Beinen zu gehen, ist für Schilin sehr schwer; mühsam schleppt er sich. Oben angekommen, setzt er sich hin und schaut sich nach allen Seiten um. Wegen Sünden senkt sich der Boden, dort weidet eine Pferdeherde und im Thal liegt ein Aul. Ein anderer Berg strebt steil auf; hinter demselben, ihn überragend, schaut noch ein Berg. Wald dunkelt in den Schluchten. Berge und Berge — höher und höher erheben sie sich — und der Schnee oben glüht wie Zucker. Und höher als alle die weißen Berge steht eine Kuppe mächtig da. Eben solche Berge — im Osten, im Westen. Nebel wällt in den Schluchten, in denen vereinzelt Aule liegen. Das alles ist Tatarengebiet. Schilin blickt nach der russischen Seite: unter ihm, weltab, ein Mätschen, ein Dorf, Gärten ringsum; am Flätschen, gleich kleinen Puppen, sitzen Weiber und spielen. Dahinter steht ein niedriger Berg, den zwei mit Wald bestandene Berge treppenartig überragen; zwischen den Bergen zieht sich ein matter Schimmer wie ferner Rauch. Schilin erinnert sich, wo die Sonne, als er in der Festung lebte, aufging, wo sie unterging. Dort im Thal, stimmt er, muß unsere Festung sein — dorthin, zwischen diese beiden Berge, muß er fliehen.

Die Sonne neigte sich zum Untergang; rötlicher Schimmer umwob die weißen Berge; und nun wurde es dunkel und schwarze Schatten senkten sich; Nebel flog aus den Schluchten; im Thal, wo die erschute Festung liegt, glüht es wie Feuer. Schilin lügt scharf aus — und da ruft es in ihm: der Rauch im Thal ist von der russischen Festung.

Es wurde schon spät. Vom Minaret rief der Minulla,

Man treibt die Herde zusammen, die Kühe brüllen. Der Bursche fordert ihn auf, zurückzugehen. Schilin aber kann sich nur schwer trennen.

Sie gingen heim. Jetzt kenne ich die Richtung, denkt Schilin; die Stunde der Flucht ist gekommen. Er wollte schon in dieser Nacht fliehen. Der Mond war im Abnehmen, das Dunkel mußte seine Flucht begünstigen. Zum Unglück für ihn kehrten die Tataren bereits am Abend zurück. Sie kamen nicht wie sonst, wo sie Vieh vor sich hertrieben und lustig einmitten. Dieses Mal hatten sie nichts erbeutet; statt der Beute hatten sie auf dem Sattel einen Toten, den Bruder des Toten. Sie waren böse angekommen. Alle versammelten sich zur Beerdigung. Auch Schilin trat aus seinem Verstecke. Man hatte den Toten in Leinwand gehüllt. Ohne Sarg trugen sie ihn unter die Platanen hinter dem Dorf und legten ihn auf das Gras. Der Mulla kam. Die Alten traten zusammen, umbanden ihre Hüften mit Handtscheinen, entblößten die Füße und hockten bei dem Toten.

Vorn der Mulla, hinter ihm in zwei Reihen je drei Alte. Gesenkten Hauptes schwiegen sie lange. Endlich hebt der Mulla den Kopf und ruft: „Allah!“ Sie heben die Köpfe, senken sie wieder und sitzen lange schweigend, regungslos da. Wieder hebt der Mulla den Kopf. „Allah!“ „Allah!“ hallt es wieder. Wieder Schweigen — der Tote auf dem Grase und die Lebendigen regen sich nicht. Nur der Wind ist zu hören, wie er in den Blättern der Platanen rauscht. Nun liest der Mulla das Gebet, alle erheben sich und tragen auf ihren Armen den Toten zur Grube; wie ein Kessel zieht sich dieselbe unter der Erde hin. Sie fassen den Toten an Armen und Beinen, biegen ihn ein, lassen ihn sitzend in sein Grab und legen ihm die Hände auf den Leib zurecht.

Der Mogaier bringt grünes Schilfrohr. Sie stillen mit demselben die Grube; dann wird sie rasch verschüttet; man

stampft die Erde glatt und stellt am Kopfsende einen Stein aufrecht. Wieder hocken sie am Grabe und schweigen lang.

„Allah! Allah! Allah!“ senkten sie und standen an.

Der Mote verteilte Geld unter die Alten, dann nahm er eine Peitsche, schlug sich damit dreimal an die Stirn und ging nach Hause.

Am anderen Morgen sieht Schilin, wie der Mote eine Stute aus dem Dorfe führt; drei Tataren folgen ihm. Der Mote wirft seinen Halbrock ab und krempf die Ärmel auf. Was für stramme Ärmel! Er zieht den Dolch und schärft ihn an einem Schleifstein. Die Tataren drücken den Kopf der Stute nach oben, der Mote tritt herzu, durchschneidet ihr die Kehle, wirft sie nieder, beginnt sie zu enthäuten, indem er mit seinen beiden Händen reißt. Weiber und Mädchen kamen herbei und wuschen die Eingeweide. Dann zerlegten sie die Stute und schleppten sie in die Hütte der Moten. Dort versammelte sich das ganze Dorf, um die Totenfeier zu begehen.

In Ehren des Toten aßen sie drei Tage lang von der Stute und tranken Busa. Alle Tataren waren im Aufbruch. Am vierten Tage zur Mittagszeit ritten sie sich wieder zur Abfahrt — sie führen die Pferde vor, satteln und reiten: wohl an zehn Mann, der Mote unter ihnen. Nur Abdul blieb zu Hause. Die Nächte waren noch völlig dunkel; am Himmel stand die Scheibe des zunehmenden Mondes.

„Heut müssen wir fort,“ vertraut Schilin seinem Gefährten.

Kostylin verrät Angst.

„Wie stellen wir es an? Wir kennen ja den Weg nicht.“

„Ich kenne den Weg.“

„In einer Nacht können wir uns nicht in Sicherheit bringen.“

„So bleiben wir vorläufig im Walde. Ich habe Platanen für uns ausgespart. Was willst du hier sitzen? Gut, wenn man das Geld schafft. Aber bringt man es nicht zusammen

Die Tataren sind jetzt böse, weil die Russen ihnen einen Mann getödtet haben. Sie sprechen davon, daß sie uns töten wollen."

Nach langem Zögern entschloß sich Kostylin, den Gefährten zu begleiten.

## 5.

Shilin kroch in das Loch und wühlte es breiter, so daß auch Kostylin durchzukriechen vermochte. Und nun harren sie, bis es im Thal still wird.

Als alle sich zur Ruhe begeben hatten, kroch Shilin heraus und stillsterte Kostylin zu:

"Folge mir!"

Kostylin folgte ihm, wobei er mit dem Fuß an einen Stein stieß, so daß ein Geräusch entstand. Abdul aber besaß einen Hlter, einen gefleckten Hund, einen bissigen Rüter; er hieß Ufaschin. Der Vorsicht halber hatte ihn Shilin häufig gestltert. Ufaschin hörte das Geräusch und kam mit Gebell angelaufen; ihm folgten die anderen Hunde. Shilin ließ einen leisen Pfiff ertönen und warf einen Fladen hin. Ufaschin erkannte ihn, wedelte mit dem Schwanz und hörte auf zu bellen.

Abdul hatte das Bellen vernommen und rief ihm aus der Hütte zu.

Shilin aber fraute dem Hunde hinter den Ohren. Ufaschin hält sich jetzt ganz still, reibt sich an Shilins Füssen und wedelt dabei.

Durch den Verschlag geborgen, warteten sie, bis es wieder ganz still wurde; nur eine Ziege hörte man leise meckern und tief unten Wildwasser über Steinen rauschen. Es ist völlig dunkel, die Sterne stehen hoch am Himmel, rot geht über den Bergen, gleich Hörnern, der Mond auf. In den Gehängen sackt sich der Nebel und nimmt eine Farbe an wie Milch.

Leise erhebt sich Shilin und winkt dem Gefährten.

Behtsam schleichen sie vorwärts. Als sie an die Moschee kommen, flugt der Mulla vom Minaret: er ruft das Volk zur Andacht. Lange müssen sie warten, bis alle in der Moschee sind. Und nun ist es wieder still.

Mit Gott! Sie bekrenzen sich und gehen. Sie gehen die Stelle hinunter, überschreiten das Flißchen, durchwandern das Thal. Dichter Nebel umgiebt sie. Über ihnen blinken die Sterne. Nach den Sternen bestimmt Schilin die Richtung. So fälsch, so leicht geht es sich im Nebel nur die abgetretenen Stiefel sind unbequem und hindern am Schreiten. Schilin wirft deshalb die feinnigen ab, geht barfuß, springt von Stein zu Stein und blickt dabei nach den Sternen. Kostylin begann zurückzubleiben.

„Geh' langsamer!“ ruft er. „Die verbannten Stiefel haben mir die Füße wund gerieben.“

„Nimm sie ab, du wirst es gleich leichter haben.“

Auch Kostylin ging jetzt barfuß. Aber es war noch schlimmer für ihn. Die Steine machen den Füßen Schnittwunden und immer bleibt er zurück. Schilin sagt ihm:

„Die Füße werden wieder heil werden, wenn du sie abreibst; holen sie uns aber ein, so töten sie uns.“

Kostylin giebt keine Antwort, ächzend schleppt er sich weiter. Lange gingen sie im Thal. Mächtiger Hund begannen Hunde zu bellen. Hirschend blieb Schilin stehen, schaute sich um, noch aufwärts, indem er mit den Händen tastete.

„Gh“, sagt er, „wir irrten uns, sind zu sehr nach rechts gegangen. Hier ist ein fremder Aul. Von oben aus kommt ich ihn gewahren. Wir müssen zurück, links bergauf. Die muß der Wald sein.“

Kostylin bittet: „Warte ein wenig, laß mich atmen. Meine Füße sind blutig.“

„Gh, Bräuderchen, sie werden wieder heil werden.“

Endlich ging Schilin zurück nach links den Berg hinan in den Wald. Mühsam folgt Kostylin und ächzt laut. Schilin gebietet Ruhe und eilt weiter.

Jetzt waren sie oben und betraten den Wald, zerrissen sich an den Dornen die Kleider, daß sie in Felsen hingen, kamen auf einen Steig und eilten weiter.

Halt! Horch! Wie mit Hufen stampft es auf dem Wege. Lauschend, regnungslos bleiben sie stehen. Da sie nichts mehr vernehmen, gehen sie weiter — und wieder beginnt das Stampfen. Bleiben sie stehen, so ist es ruhig. Schilku kroch vorwärts, wo schwaches Mondlicht auf den Weg fällt: was er vor sich sieht, ist wie ein Pferd, und doch ist es kein Pferd, auf dem Pferde befindet sich etwas Wunderbares, nicht Menschenähnliches. Und er hört, wie es schnaubt. Er pfeift Iesse. Da jagt es vom Wege ab in den Wald hinein, wie Sturmwind saust es und bricht die Äste.

Kostylin vergeht fast vor Angst. Schilku aber lacht und sagt:

„Das ist ein Hirsch. Hörst du, wie sein Geviß das Gehölz durchbricht? Wir fürchten ihn, und er fürchtet uns.“

Sie glugen weiter. Der Morgen kann nicht mehr fern sein. Ob sie auf dem rechten Wege sind, wissen sie nicht. Zwar scheint es Schilku, daß er auf demselben Wege in die Gefangenschaft geschleppt wurde, daß es bis zur Festung nur noch an zehn Werst sein könnte. Ein untrügbares Kennzeichen ist indes nicht vorhanden. Wenig läßt sich in der Nacht unterscheiden. Jetzt sind sie auf freies Feld angelangt. Kostylin setzt sich am Waldestrand nieder und sagt:

„Wie du willst, ich aber gehe nicht weiter, meine Füsse tragen mich nicht.“

Schilku sprach auf ihn ein.

„Ich kann nicht — ich werde nicht hinkommen — ich kann nicht.“

Schilku hielt nicht länger an sich, vor Born sprang er aus und gab dem Kameraden derbe Worte.

Noch einmal raffte sich Kostylin zusammen und ging.

So waren sie weitere vier Werst gegangen. Der Nebel verdichtete sich noch mehr, man vermochte nicht vor sich zu blicken und die Sterne kaum zu sehen.

Blüßlich vernahmen sie Pferdebestampfen und Aufschlagen der Hufe auf Steine. Shilin legt sich nieder und horcht an der Erde.

Nächtig, es nähert sich ihnen ein Reiter.

Sie eilen vom Wege fort, setzen sich hinter Gebüsch und warten. Shilin kriecht an den Weg und lugt hin — ein reitender Tatar treibt eine Kuh.

Jetzt ist er vorübergeritten.

Shilin wendet sich zu Kostylin: „Nun, Gott hat ihn vorbeigebracht. Steh' auf. Komm.“

Kostylin stand auf und sank um.

„Ich kann nicht . . . bei Gott! ich kann nicht . . . die Kräfte versagen . . .“

Ein schwerer fester Mann, in Schweiß gebadet; wie der Nebel ihn kalt umwehte, wie am Gestein seine Füsse zerissen, war er ganz hinfällig geworden.

Mit Gewalt brachte ihn Shilin in die Höhe. Vom Schmerz schreit Kostylin laut auf. Fast vergluzen Shilin vor Schreck die Sinne.

„Was schreist du! Noch ist uns der Tatar nahe. Vielleicht kann er uns gehört haben!“

Und dabei denkt er: Er ist in der That ganz schwach geworden. Was soll ich mit ihm beginnen? Den Kameraden verlassen, das geht nicht an.

„Stehe nur auf,“ hebt er an, „setze dich auf meinen Rücken, ich will dich tragen, da du nicht mehr gehen kannst.“

Er nahm Kostylin auf den Rücken, griff ihm mit beiden Händen unter die Schenkel und schleppte ihn auf den Weg.

„Drück' nicht mit den Händen an meiner Kehle, um Gottes willen; halte dich an den Schultern.“

Schwer preßt Shilin die Last; auch seine Füsse sind blutig, auch er ist völlig abgemattet. Er geht gebückt, versucht verschiedene Stellungen, wirft Kostylin herauf, damit derselbe höher auf ihm zu sitzen kommt — so schleppt er ihn mit unsäglichem Mühe.

Aber der Tatar muß den Schmerzensschrei Kosylin's gehört haben. Schilin hört, wie jemand hinter ihnen reitet und ruft.

Schilin stürzt in den Wald. Der Tatar greift nach der Kante und schießt. Da er nicht triffet, schimpft er und jagt fort auf dem Wege.

„Wir sind verloren, Bruder,“ flüstert Schilin. „Dieser Hund wird Tataren nun sich sammeln, sie werden uns hegen. Zum mindesten drei Werst müssen wir weiter, sonst giebt es keine Rettung für uns.“

Der Teufel hat mich angetrieben, denkt er, diesen Stolz mitzunehmen. Allein wäre ich schon längst in Sicherheit.

„Geh' allein!“ bittet Kosylin. „Weshalb sollst du für mich verderben?“

„Nein, ich gehe nicht. Es tangt nicht, den Kameraden zu verlassen.“

Wieder nahm er ihn auf die Schultern und eilte weiter. Eine Werst mochte er zurückgelegt haben. Immer geht's durch den Wald und kein Ausweg ist zu spüren. Der Nebel, als ob Wolken zögen, lichtet sich und zerbricht, kein Stern ist mehr zu sehen. Schilin war ganz abgequält.

Am Wege ist eine Quelle, von Steinen umfaßt. Er hielt an und setzte Kosylin ab.

„Einen Augenblick will ich ausrufen . . . will trinken . . . wir wollen einen Gladen essen . . . wahrscheinlich ist es nicht mehr weit.“

Nur eben hatte er sich hingestreckt . . . er wollte trinken . . . da vernimmt er wieder das Stampfen. Und wieder stürzt er, den Kameraden tragend, in das Buschwerk, dem Abhänge zu. Da legen sie sich nieder.

Er hört Stimmen, unterscheidet tatarische Worte. An derselben Stelle, die sie eben verlassen, hatten die Tataren Halt gemacht. Bald vernahm man Hufe, wie man Hunde anhebt. Es knistert am Boden — durch das Gesträuch, gerade



auf ſie los, bricht ein Hund ſich Bahn. Vor ihnen bleibt er ſtehen und bellt.

Fremde Tataren nähern ſich, ergreifen ſie, binden ſie, ſetzen ſie auf die Pferde und reiten mit ihnen davon.

Stamm drei Wörſt waren ſie geritten, als ſie Abdul mit zwei Tataren begegneten. Nach kurzem Wortwechſel wurden Schillu und Koſſylu auf andere Pferde geſetzt — und wieder ging's zurück in den Kul.

Abdul lacht nicht, wie er ſonſt pflegt, und ſeinen Gefangenen gönnt er kein Wort.

Als ſie bei Tagesanbruch ankamen, ſetzte man ſie auf die Straße. Die Dorfjugend verſammelte ſich, ſchlug mit Peiſchen nach den Gefangenen, bewarf ſie mit Steinen und grüßte dazu.

Die Tataren drängten ſich um ſie, unter ihnen auch der Alte vom unteren Berg. Schillu hört, daß man über ſie Bericht hält. Man muß ſie weiter in die Berge bringen, ſagen die einen. Der Alte aber gebietet, man müſſe ſie töten. Dagegen ſtreitet Abdul, er ſagt:

„Ich habe für ſie Geld bezahlt und will Lösegeld haben.“

Der Alte entgegnet:

„Nichts werden ſie bezahlen, nur Unheil ſtiften ſie an. Auch iſt es ſündhaft, Ruſſen zu ſittern. Töten — und fertig!“

Sie waren anſeinandergegangen. Abdul tritt zu Schillu und ſagt:

„Erhalte ich nicht in zwei Wochen das Lösegeld für euch, ſo werde ich euch peiſchen. Denkſt du dir aber wieder ans, zu entlaufen, ſo ſchlage ich dich wie einen Hund nieder. Schreibe einen Brief, aber wie es ſich gehört.“

Man brachte ihnen Papier. Sie ſchreiben.

Wieder wurden ſie in den Wock geſteckt und man führte ſie hinter die Moſchee. Dort war ein Graben von ſtumpf Kriſſin Tiefe; in dieſen Graben ließ man ſie nieder.

## 6.

Ihr Leben war jetzt ein jammervolles. Die Blöße wurden ihnen nicht mehr abgenommen, man ließ sie nicht heranzum Licht. Wie Stunden warf man ihnen ungebäckenen Teig zu, der Arng mit Wasser wurde hinuntergelassen. In der Grube ist Gestank, stickige Luft, Feuchtigkeit. Kostjlin war nicht unbedeutlich erkrankt, schwellte auf und fühlte Schmerz in allen Gliedmaßen; immer stöhnt er, oder er schläft. Auch Schilin fühlte sich niedergeschlagen. Er weiß nicht, wie er sich heraushelfen soll.

Zwar machte er den Versuch, zu untergraben. Wo aber sollte er die Erde lassen? Auch hatte Abdul es bereits bemerkt und drohte, ihn zu töten.

Geduckt sitzt er eins, er denkt an das freie Leben und es ist ihm traurig in der Seele. Eine Glade fällt ihm plötzlich in den Schoß, noch eine Glade, und nun schlittert sich süße Kirichen aus. Er blickt nach oben und sieht Dina. Sie lächelt und läuft fort. Er denkt: wird nicht Dina helfen?

Er reinigte eine Stelle in der Grube und hob Lehm aus, aus dem er Figuren formte: Menschen, Pferde, Hunde. Er denkt dabei: wenn Dina kommt, werde ich sie ihr zuwerfen.

Am anderen Tage kam jedoch Dina nicht. Schilin vernahm Pferdegestampfs. Fremde Tataren kamen angeritten. Bei der Moschee wurde Mat gehalten. Man sprach von den Russen. Schilin hörte die Stimme des Alten. Genau verstand Schilin nicht, was sie verhandelten; ihm schien jedoch, daß Russen ganz in der Nähe wären; daß die Tataren fürchteten, dieselben würden in den Auf dringen; daß sie beratschlagten, was nunmehr mit den Gefangenen zu geschehen wäre.

Als die Versammlung auseinandergegangen war, hört Schilin oben ein Geräusch. Er blickt auf. Dina kniet an

der Grube, vorgeneigten Kopfes, so daß ihr Halschirm über der Grube haumelt; wie Sternchen blitzen ihre Augen. Aus dem Ärmel nimmt sie zwei Käsfladen und wirft sie ihm zu. Shilin fragt:

„Weshalb bist du so lange nicht hier gewesen? Ich hab dir Spielsachen gemacht. Hier hast du sie.“

Er warf ihr die Spielsachen zu. Sie aber schüttelte den Kopf.

„Es ist nicht nötig,“ sagte sie. Nach einer Pause fuhr sie fort: „Svan, man will dich töten.“

Sie machte eine Bewegung am Halse.

„Wer will mich töten?“

„Der Vater. Die Alten befehlen es ihm. Aber du thue mir leid.“

Da sagte Shilin: „Wenn ich dir Leid thue, so bring mir eine lange Stange.“

Sie schüttelte den Kopf. Er legte die Hände zusammen und flehte sie an:

„Dina, ich bitte dich — Dhimschla, bringe sie mir!“

„Es geht nicht an,“ entgegnete sie. „Man wird es sehen. Alle sind zu Hause.“

Darauf ging sie fort.

Traurig sitzt Shilin am Abend und denkt: was wird nun geschehen? Immer blickt er nach oben. Sterne blinken, der Mond ist noch nicht aufgegangen. Vom Minaret hat der Mulla gernen, alles wurde still. Shilin verfällt in Halschlaf und kann den Gedanken nicht loswerden: das Mädchen hat Angst.

Plötzlich schüttelte sich ihm Lehm auf den Kopf. Er schaute auf. Am anderen Ende der Grube wird eine sehr lange Stange langsam hinabgelassen, sie sticht sich in die Wand, wird wieder losgemacht und gleitet tiefer. Shilin faßt sie und läßt sie zu Boden. Er hatte früher die Stange auf dem Dache von Abduls Hütte gesehen.

Dankersükkt blickt er nach oben. Hell blinken die Sterne.

über der Grube, wie bei einer Krabe, glänzen in der Dunkelheit Dina's Augen. Sie biegt ihr Gesicht zum Rande der Grube und flüstert:

„Swan! Swan! Alle sind fortgefahren. Nur zwei sind zu Hause.“

Shilin ruft Kostylin an:

„Komm. Zum letztenmal wollen wir's versuchen. Ich werde dich tragen.“

Kostylin wollte nichts von Flucht hören.

„Nein,“ sagte er, „für mich ist an kein Entrinnen von hier zu denken. Ich habe ja nicht einmal die Kraft, mich umzuwenden.“

„Dann lebe wohl, gedenke mein nicht im Bösen.“

Sie küßten sich zum Abschied.

Shilin ergriff die Stange, ließ Dina halten und kletterte. Zweimal stiel er zurück — der Block war ihm äußerst hinderlich. Mühsam hielt Kostylin unten die Stange, mühsam wand sich Shilin endlich vollends nach oben. Aus allen Kräften zieht ihn Dina mit ihren Händchen am Hemd und lacht dabei.

Shilin zog die Stange nach oben.

„Trage sie zurück, Dina; man wird sie sonst vermissen und dich schlagen.“

Während sie die Stange zurückbrachte, schleppte sich Shilin bergab. Unten angelangt, nahm er einen scharfen Stein und versuchte, das Schloß vom Blocke abzuschlagen. Aber das Schloß ist fest und widersteht. Er hört, wie jemand leichtflüßig den Berg herabspringt und denkt: das ist sicherlich Dina. Altenlos kam sie, nahm ihn den Stein ab und sagte: „Laß mich machen.“

Sie stellte sich vor ihn auf die Kniee, schlug, preßte, mihlte sich ab. Ihre Ärmchen indes sind schmal wie eine Wette, sie haben keine Kraft. Sie warf den Stein fort und weinte. Wieder machte Shilin den Versuch, Dina hockte neben ihm und hielt ihn an der Schulter. Wie er eine

Pause macht und sich nach links wendet, steht er eluc Mond über dem Berge — der Mond beginnt aufzugehen. Als der Mond herauf ist, denkt er, muß ich die Schlucht durchmessen den Wald erreicht haben. Sofort stand er auf und war den Stein fort. Wenn auch im Block, ich muß gehen.

„Leb' wohl, Dimuschka. Mein Leben lang werde ich an dich denken.“

Dina tastete an seinem Block, um ihm Gladen zuzusteuern.

„Ich danke dir, artiges Kind!“ flüsterte er. „Wer wir dir, wenn ich fort bin, Plüppchen machen?“

Er streichelte ihre Haare.

Schluchzend bedeckt sie ihren Kopf mit den Händen und springt wie ein Hirschlein den Berg hinauf; in der Dunkelheit hört Schilin, wie der Halschmuck ihrer Flechte an Klaffen klinkt.

Er befreuzte sich, ergriß mit der Hand das Schloß an Block, damit es kein Geräusch verursache, und schlich an dem Wege. Und er blickt auf die Höhe, wo der Mond aufsteigt. Den Weg kannte er. Geradeaus hatte er an ad West zu gehen. Wenn er nur, ehe der Mond heraus ist den Wald erreicht! Er geht durch das Hüllchen. Ni Berge lichtet es sich bereits. Aber von der Schlucht an ist der Mond noch nicht zu sehen; die Höhe jedoch hat genommen, an einer Seite der Schlucht wird es heller und heller. Vergab gleitet der Schatten und nähert sich ihn.

Schilin geht, hält sich immer im Schatten, er geht schnell er vermag; aber der Mond ist schneller — auch an der rechten Seite erhellen sich die Bergspitzen. Er ist der Walde nahe. Der Mond steht schon über dem Berge — hell wie Tag ist die Nacht. Die Blätter an den Bäume sind zu sehen. Auf den erhellten Bergen, als sei alles auf gestorben, ist es still; nur unten hört man das Hüllchen murmeln.

Ohne jemand anzutreffen, kam er bis zum Wald, suchte ein dunkles Plätzchen aus und setzte sich, um ein wenig auf

zurufen. Er aß einen Gladen, sand einen Stein und begann wieder seine Arbeit am Block; aber nutzlos zerschlug er sich nur die Hände. Er erhob sich und ging auf dem Steig. Eine Werst mochte er gegangen sein, als ihn seine Kraft verließ; die Knie schmerzten; er macht noch einige Schritte und bleibt stehen. Ich werde mich weiterschleppen, denkt er, so lange ich es vermag. Setze ich mich aber, so werde ich nicht wieder aufstehen können. Bis zur Festung komme ich freilich nicht; wie es aber Tag wird, mache ich Last im Walde — und in der Nacht gehe ich wieder.

Die ganze Nacht ging er. Zwei Tataren kamen ihm entgegengeritten, aber Schilin hörte sie von weitem und verlor sich hinter einem Baum.

Der Mond begann bereits zu erblaffen, Than fiel, leise begann es zu dämmern. Schilin war noch nicht zum Waldrand gekommen.

Noch dreißig Schritte will ich machen, denkt er — dann gehe ich tiefer in den Wald und raste. Nachdem er etwa dreißig Schritte gemacht, sieht er, daß der Wald sich lichtet. Wie er an den Rand kommt, ist es bereits ganz hell. Vor ihm, wie auf der Handfläche, liegt die Festung. Und unsern, hinter Hand im Thal, brennen Feuer; leht verlöschen sie, und Rauch steigt auf, und Menschen umdrängen das glimmende Holz. Scharf blickt Schilin hin und unterscheidet durch den Rauch . . . glänzende Flintenkäufe . . . Rosaken.

Von Freude beseelt, sammelt er die letzte Kraft, kramt bergab. Verblühte der Allgütige, denkt er, daß hier auf freiem Feld ein reitender Tatar mich sieht: so nahe dem Ziel, ich entläme nicht.

Kaum war ihm dieser Gedanke gekommen, siehe: links auf dem Hügel, etwa zwei Desjatinen entfernt, halten drei Tataren. Schon haben sie ihn bemerkt, sausen mit verhängtem Hilgel auf ihn zu. Ihm ist zu Sinn, als krampfe sich sein Herz zusammen — er erhebt die Hände, schreit aus Leibeskräften: „Brüder, befreit mich! Brüder!“

Die Auseren hören den Ruf — Kosaken sitzen auf und sprengen an . . .

Awar die Kosaken haben es weit, die Tataren sind nah. Shilin, mit einer Hand am Fußblock, schleppt sich atemlos den Kosaken entgegen, seiner selbst nicht mächtig, betrenzt er sich und schreit: „Wilder! Wilder! Wilder!“

Die Kosaken sind an fünfzehn Mann.

Von Schreck erfaßt, zögeln die Tataren ihre Pferd und halten.

Und jetzt umringen die Kosaken Shilin, fragen ihn: wer er sei und woher? Shilin weint und kann nur stammeln „Wilder! Wilder!“

Reguläre kommen herbei, auch sie umringen ihn. Der giebt ihm Brot, jener Wirtke, Brauntwein ein anderer, der bedeckt ihn mit dem Mantel, der schlägt ihm den Block ab.

Die Offiziere erkannten ihn und brachten ihn in die Festung. Die Soldaten freuten sich, die Kameraden versammelten sich um ihn.

Shilin erzählte seine Erlebnisse und schloß:

„Da habe ich nun die Reise nach Hause gemacht, habe mich verheiratet! Nein, es war nicht mein Geschick.“

Und er diente weiter im Kantafus. Einen Monat später wurde Krosylin für hunderttausend Rubel abgelöst; kaum lebendig brachte man ihn.

---

## Wie viel Erde braucht der Mensch?

### 1.

Die ältere Schwester aus der Stadt besuchte die jüngere Schwester im Dorf; die Ältere war mit einem Kaufmann verheiratet, die Jüngere mit einem Bauern. Sie tranken zusammen Thee und unterhielten sich. Die Ältere brüstete sich mit ihrem Leben in der Stadt: wie geräumig ihre Wohnung ist, wie schmuß sie sich kleidet und ihre Kinder herausputzt, wie sie lecker ist und trinkt und Ausfahrten macht und das Theater besucht.

Die jüngere Schwester fühlte sich dazwischen gekränkt, sie zog das Leben des Kaufmanns herab und pries das Leben der Bauern.

„Ich tausche nicht mit dir,“ erklärte sie. „Zwar leben wir einfach, aber wir kennen keine Sorge. Ihr aber, wenn ihr auch prächtiger lebt, habt entweder großen Gewinn oder ihr geht zu Grunde. Ein Sprichwort sagt: Glück und Unglück wandern auf einem Steig. Heut reich und morgen ein Bettler. Unser Bäuerisches Leben ist sicherer. Mageres Leben, langes Leben. Überschuß wird bei uns nicht gefunden, sind aber satt zu allen Stunden.“

„Was für ein Sattsein!“ höhnte die Ältere. „Mit Schweinen und Kälbern zusammen! Ohne Glanz, ohne Benehmen! Wie auch dein Mann sich abraçert, ihr lebt auf dem Mist, und dort sterbt ihr. Eure Kinder werden's auch nicht besser haben.“

„Nun, und was ist da weiter?“ ereiferte sich die Jüngere. „Wir leben dazwischen sicher, auf eigenem Grund, bilden



uns vor seinem und sirschten keinen. Ihr in der Stadt seid immer in Versuchung. Heut läßt sich's gut an, morgen aber kommt deinem Mann der Mureine in die Quere, in einem Huseh verführt er ihn: er spielt, trinkt, reunt den Weiber nach. Und dann geht alles drunter und drüber. Ist nicht so?"

Pachom, der Mann der Fingere, liegt auf dem Ofen und hört, was die Weiber schwätzen. Meine Frau spricht die launere Wahrheit, sagt er für sich. Ausereinem, von Kleinanß das Mitterheue Erde answillst, kommen keine Marisken in den Kopf. 's ist nur ein Unglück, daß ich zu wenig Erde habe. Besitze ich aber Land zur genüge, fange ich vor keinem, nicht einmal vor dem Teufel.

Der Teufel saß gerade hinter dem Ofen und hörte alles. Er war mächtig froh, daß das Bauernweib ihnen Man auf prahlerische Gedanken gebracht hatte: hätte er viel Land, der Teufel würde ihn nicht holen.

Es gilt eine Wette, dachte er. Viel Erde will ich dir geben. Mit Erde fange ich dich.

## 2.

Eine kleine Gutsbesitzerin war die Nachbarin Pachom. Sie besaß hundertundzwanzig Dessjattnen. Vordem stand sie mit den Bauern in gutem Einvernehmen, sie that ihnen nie etwas zu Leide. Neuerdings jedoch hatte sie einen verabschiedeten Soldaten als Verwalter angenommen, der ankam die Bauern mit Strafgebern. Wie Pachom sich an ihn acht nahm: entweder läuft das Pferd in den Hafer der Nachbarin oder die Kuh verirrt sich in den Garten oder die Krälber gehen auf die Wiese. Für alles setzt es Strafe.

Pachom zahlt, schimpft, prügelt seine Hausgenossen - viel Eilude beging er im Laufe des Sommers um des Verwalters willen. Es war ihm eine Erleichterung, das Vieh auf dem Hofe zu halten - freilich that ihm das Futter leid, aber wenigstens steht er keine Angst aus.

Im Winter ging das Gerücht, die Nachbarin wolle ihr Land losschlagen und der Verwalter suche es zu kaufen. Als die Bauern davon hörten, waren sie sehr erschreckt.

Als der Verwalter zum Besitzer auf, urtheilen sie, so wird das Strafen gar kein Ende nehmen.

Sie beschränkten die Gutsbesitzerin, nicht dem Verwalter, sondern der Gemeinde das Gut abzutreten. Da sie mehr zu zahlen versprochen, erklärte sie sich einverstanden. Das Besitzthum der Nachbarin sollte also Gemeinbesand werden. Die Bauern hielten Versammlung, versammelten sich zum zweitenmal, wurden indes nicht einig. Der Gottseibeiuns stiftete Unfrieden. Sie beschloßen nunmehr, nach Vermögen solle jeder einzeln kaufen; auch darauf ging die Nachbarin ein.

Da Pachom hörte, sein Nachbar habe zwanzig Dessjatinen gekauft, wobei er die Hälfte des Kaufpreises gestundet erhielt, wurde er neidisch. Man wird alles losschlagen, denkt er, und ich gehe leer aus. Er beriet sich mit seiner Frau.

„Die Bauern kaufen,“ sagte er, „wir müssen auch gegen zehn Dessjatinen an uns erlangen.“

Sie überlegten, wie sie es anstellen sollten.

Hundert Rubel hatten sie gespart; sie verkauften jetzt ein Füllen, verkauften die Hälfte ihrer Bienenstöcke, verdingten den Sohn als Arbeiter — und so kramten sie die Hälfte des Geldes zusammen.

Pachom sah sich nun fünfzehn Dessjatinen mit einem Wäldchen an und unterhandelte mit der Nachbarin — fünfzehn Dessjatinen erstand er, gab Handschlag und Handgeld. Sie fuhren in die Stadt, setzten den Kaufbrief auf, er machte die Hälfte des Geldes voll und verpflichtete sich, den Rest in zwei Jahren zu zahlen — Pachom hatte also Land.

Er nahm Geld beim Schwager auf, kaufte Samen und besäte das gekaufte Land. Alles gedieh trefflich. Bereits in einem Jahre konnte er die Schuld an die Nachbarin und

den Schwager abtragen. Pachom war jetzt selbst Grundbesitzer. Er besaßte eigenes Land, mähte Heu auf eigenem Boden, auf eigene Wiese trieb er sein Vieh. Nicht genug kann er sich freuen: anders scheint ihm das Gras zu sein und andere Blumen blühen darin; früher galt ihm das Land wie anderes auch, jetzt aber ist es ein besonderer Stüß Gotteserde.

## 3.

Pachom frent sich seines Lebens. Alles stände gut, wenn nur die Bauern seine Felder unbehelligt ließen und nicht auf seinen Wiesen weideten. In aller Freundschaft sprach er auf sie ein. Sie aber ließen nicht ab, ihre Kühe auf seine Flur zu treiben, und nachts kamen fremde Pferde sein Getreide. Pachom verjagte sie und trug es den Bauern nicht nach. Schließlich aber wurde er böse und stieg Klage beim Amtsgericht. Er weiß recht gut, daß die Bauern es aus Not thaten, keineswegs aus Hang zu bösem Thun. Dennoch, meint er, muß ich's ihnen einträufeln, sonst werden sie alles abweiden. Eine gute Lehre wird nützlich sein.

Mit Hilfe des Gerichtes belehrte er mehr als einmal mehr als ein Bauer wurde mit Strafe belegt. So geschah's, daß die Nachbarn nicht freundlich gegen Pachom gesinnt waren und ihm gern einen Schabernack zuzogte. Einst hatte sich ein Bauer zur Nachtzeit in das Waldhau geschlichen und, um sich den Bast zu verschaffen, an zehn junge Linden ausgerissen. Pachom fuhr durch sein Gehölz und siehe — es schimmert etwas am Boden. Wie er näher kommt, sieht er die abgeschälten Bäumchen mit den Wurzeln am Boden liegen. Er wurde zornig. Nicht eine Linde hat der Bissewicht mir übrig gelassen. Könnte ich nur herausbringen, wer es gethan, ich würde mein Mäthchen an ihm hängen. Er dachte und dachte nach, wer es sein könnte. Das hat niemand anders als Essemka gethan. Um nach

zuspielen, ging er auf Ssientas Hof, fand jedoch nichts. Das gab einen Bauf! Und von Stund an war Pachom überzeugt, kein anderer als Ssienta sei es gewesen. Er reichte eine Klage ein. Das Gericht trat zusammen und sprach, wegen mangelnden Beweises, den Bauer frei, was Pachom als eine Verleumdung ansah und ihn außer Stand und Band brachte; mit dem Gemeindevorsteher und den Richtern klagte er. „Ihr“, rief er, „macht den Dieben lange Finger. Lebet ihr selbst nach Recht, so werdet ihr Diebe nicht freigeben.“ Mit sämtlichen Nachbarn stand er unfremdblich. Zwar war sein Landbesitz größer geworden, in der Gemeinde jedoch wurde es ihm enger und enger.

Ein Gerücht verbreitete sich zu dieser Zeit, daß viel Volk zu die neu erworbenen Länder zöge. Pachom denkt: was brauche ich selbst mein Land anzugeben? Gingen aber einige von den Unseren, es würde hier geräumiger werden. Ihr Land würde ich ankaufen und mit meinem Besitz vereinigen. Wir haben es hier zu eng.

Als er eins zu Hause saß, begehrte ein durchreisender Bauer Einlaß. Pachom befiel ihn über Nacht bei sich, gab ihm reichlich Speise und Trank, erkundigte sich, woher Gott ihn führe, und redete mit ihm von diesem und jenem. Der Bauer erzählt, er käme von der unteren Wolga, wo er auf Arbeit gewesen; viele hätten sich dort niedergelassen; man schrieb sie in die Gemeinde ein und teilte für jede Seele zehn Desjatinen ab: köstliches Land, es ist eine Lust, die vollen Garben zu sehen. Ein Bauer kam nackt und arm, nur seine Hände brachte er mit, und jetzt hat er an fünfzig Desjatinen mit Weizen besät. Im vorigen Jahre verkaufte er allein für fünftausend Rubel Weizen.

Mit Entzücken hatte Pachom zugehört. Er denkt: was soll man hier in der Enge sich abhaspeln, wenn man gut leben kann? Land und Gehöft will ich verkaufen und für das erhaltene Geld an der unteren Wolga mich ankaufen und eine Wirtschaft einrichten. Hier in der Enge giebt es

fortwährend Streit. Willt mich aufmachen, um an Ort und Stelle Rundschaft einzuziehen.

Wie es Sommer wurde, machte er sich fertig und ging auf die Reise: bis Samara zu Schiff auf der Wolga, dort zu Fuß an viertausend Werst. An Ort und Stelle angekommen, fand er alles so, wie ihm berichtet worden: Desjatinen sind für die Seele abgeteilt und gern nehmen Banern den Fremden in der Gemeinde auf; bringt er Geld mit, so kann er dazu Land kaufen, so viel ihm beliebt. Drei Rubel für die Desjatine des besten Landes.

Als Pachom alles erkundschaftet, kehrte er zum Hause nach Hause zurück, verkaufte mit Gewinn sein Land, kaufte sein Gehöft und Vieh, schrieb sich aus der Gemeinde aus, wartete den Frühling ab und reiste mit der Familie in die neuerworbenen Länder.

## 4.

An Ort und Stelle mit der Familie angekommen, ließ Pachom in dem großen Dorfe nieder und schrieb sich in die Gemeinde ein. Nachdem er die Ältesten bewirtet hatte, wurden ihm sogleich alle Paplere zugestimmt. Er war aufgenommen und man teilte ihm für fünf Seelen, an dem Weibepfah, fünfzig Desjatinen in verschiedenen Flecken ab. Er baute sich an und kaufte Vieh. Allein an Seeenteil besaß er jetzt zweimal so viel als ehehem — welch' fruchtbares Land! Alles hatte er zur Genüge konnte Vieh halten, so viel er wollte.

Anfangs, während er sich noch anbaute und die Wirtschaft einrichtete, schien ihm alles vortrefflich; als er aber eingelebt hatte, fand er es auch auf diesem Lande eng. Bald bekam er Lust, wie es andere thaten, Hanf und Weizen zu säen, aber im Seelenland ist wenig Weizenboden. Man sät Weizen auf neuem Psilemengrassand oder Weizenfeld, man sät ein Jahr und läßt das Feld zwei Jahre brach liegen, bis es wieder mit Psilemengrass bewachsen

Weicher Boden ist vollanß da, tangt aber nur für Roggen, und Weizen verlangt harten Boden. Harter Boden findet stets Liebhaber. Er reicht nicht für alle. Darüber giebt es stets Streit. Die Wohlhabenden wollen selber säen und Verschuldete überlassen den Kaufleuten guten Boden an Zahlungsstatt. Im ersten Jahre säete Pachom Weizen auf seinem zgetheilten Land; trefflich gedieh derselbe, weshalb er Lust bekam, mehr Land zur Verfügung zu haben. Er fuhr zum Kaufmann und pachtete Land auf ein Jahr. Die Saat brachte reichen Ertrag. Leider lagen die Gelder weit vom Dorf, an fünfzehn Werst mußte man das gewonnene Getreide führen. Er sieht — im Umkreise leben Handel treibende Bauern in Meiereien und werden reich. Um wie viel besser wäre es, denkt Pachom, wenn ich, statt zu pachten, Land kaufte und gleichfalls Meiereien auflegte — das ergäbe einen runden Besitz in einer Hand. Und er dachte nach, wie er es anstellen möchte, guten Boden käuflich zu erwerben.

Da geriet er an einen Bauer, der, im Besitz von fünf-hundert Desjatinen, sich ruinirt hatte und sein Eigentum billig loszuschlagen wollte. Sie wurden handelselnig: Pachom sollte fünfzehnhundert Rubel, davon die eine Hälfte sogleich, später die andere Hälfte zahlen.

Zu dieser Zeit kam, um seine Pferde zu füttern, ein durchreisender Kaufmann auf Pachoms Hof. Sie tranken Thee, sprachen dies und das. Der Kaufmann erzählte, weit von den Kaschkiren komme er her; da habe er Land gekauft, an fünftausend Desjatinen, und dafür tausend Rubel gezahlt. Pachom fragte ihn aus. Der Kaufmann gab genaue Auskunft.

„Nur muß man,“ führte er aus, „ihren Ältesten eine Gütte thun. Kastane und Teppiche habe ich unter sie versteckt, an hundert Rubel hat es mich gekostet, auch verteilte ich einen Zibil Thee und ließ jeden, der Lust hatte, Brantwein trinken, so viel er mochte. Die Desjatine bekam ich

für zwanzig Kopeten — hier ist der Kaufbrief — das am Fluß wie die Steppe sind Psriemengrasland.“

Pachom fragte ihn weiter aus.

„Das Land,“ berichtete der Kaufmann, „umgeht nicht in einem Jahr — alles das ist Waschkirenland. Menschen sind unvernünftig wie die Schafe, von ihnen kann man fast umsonst kaufen.“

Pachom denkt: Oh, was soll ich für meine tausend Pfundhundert Desjatinen kaufen und mir obenin eine Et auf den Hals laden, während ich mir daselbe Welt unermessliches Besitztum aneignen kann.

## 5.

Pachom erkundigte sich nach dem Wege zu den Waschkiren. Als er dem Kaufmann das Geseit gegeben hatte, machte er sich auf die Reise. Geld und Geschüt sollte Frau beaufsichtigen, er nahm nur einen Knecht mit. In der nahen Stadt, auf der Durchreise, kauften sie einen Thee, Geschenke, Brauntwein — wie es der Kaufmann geordnet hatte.

Sie fuhren, sie fuhren — Pfundhundert Werst hatten bereits zurückgelegt — am siebenten Tage kamen sie in Nomadenlager der Waschkiren und fanden alles so, wie der Kaufmann gesagt hatte. Am Fluß, in der Steppe wohnten die Waschkiren in Altsitten; sie pflügen nicht, kein Brot; Althe und Pferde weiden in der Steppe; hinter den Zelten sind die Küllen angebunden und zu ihnen tritt man zweimal am Tage die Mutterpferde; aus Pferden bereiten sie Kумыш; die Weiber schütteln den Kумыш und bereiten Käse; der Bauer thut nichts, als Kумыш und Thee trinken, Hammelfleisch essen und auf der Flöte spielen. Alle sind sie dick, fröhlich, sie feiern während des ganzen Sommers. Ungebildetes Volk, es versteht nicht russisch, aber freundlich.

Wie sie Pachom erblickten, traten die Waschkiren an

ihren Zelten und umringten den Gast. Ein Dolmetsch war zur Hand, welchem Pachom mittheilte, daß er, um Land zu kaufen, gekommen sei. Die Baschkiren bezeugten ihre Freude, saßen Pachom nuter, führten ihn in ihr gutes Zelt, ließen ihn auf einem Teppich niedersitzen, legten ihm Daunenklissen unter und labten ihn mit Thee und Kummis; auch schlachteten sie einen Hammel und setzten ihm Hammelfleisch vor. Pachom holte aus seinem Tarantass den Zibib Thee wie auch die anderen Geschenke und verteilte sie unter die Baschkiren. Die Baschkiren freuten sich. Sie schwatzten und schwatzten untereinander — darauf geboten sie dem Dolmetsch, zu sprechen.

„Sie lassen dir sagen,“ begann der Dolmetsch, „daß sie dich lieb gewonnen haben. Bei uns ist es Sitte, dem Gast alles mögliche Vergnügen zu bereiten, mit Geschenken für die Geschenke zu danken. Du hast uns beschenkt, jetzt sag' mal, was dir von dem Unserigen gefällt, damit wir dich beschenken.“

„Am meisten gefällt mir bei euch euer Land,“ entgegnete Pachom. „Bei mir zu Hause ist's eng und zudem steht bereits alles unter dem Pflug. Ihr aber habt viel Land, und gutes Land. Mein' Tage habe ich so ein Land nicht gesehen.“

Die Antwort Pachoms übersehte der Dolmetsch.

Wieder schwagen die Baschkiren. Was sie schwagen, versteht Pachom nicht, aber er sieht, daß sie lichter sind und lachen. Darauf werden sie still, sehen Pachom an und der Dolmetsch spricht:

„Sie lassen dir sagen, daß sie dir für deine Gütetheutlich sind und dir Land ablassen wollen, so viel du willst. Zeige nur mit der Hand, welches Land dir in die Augen fällt — und es wird das deinige sein.“

Die Baschkiren besprachen sich und schließlich stiegen sie an, sich zu streiten. Pachom fragt, woher der Streit entstand. Der Dolmetsch antwortet:



„Die einen meinen, man müsse den Ältesten fragen, und ihn dürfe man kein Abkommen treffen; man könne es ohne den Ältesten, behaupten die anderen.“

## 6.

Während noch die Vaschken streiten, tritt ein Mann mit einer Fuchsmilch auf dem Kopf unter sie. Alle schweigen und stehen auf. Und der Dolmetsch sagt:

„Das ist der Älteste.“

Pachom brachte demselben sofort den besten Schlaf und fünf Pfund Thee dar. Der Älteste nahm die Geschenke an und setzte sich auf die erste Stelle. Die Vaschken sprachen zu ihm. Er hörte zu, lächelte und begann russisch

„Nu,“ sagte er, „das läßt sich machen — greife zu, es dir gefällt. Land ist genug da.“

Wie werde ich denn nehmen, so viel ich will, bei Pachom. Irigendwie muß ich eine gerichtliche Bestätigung haben. Sonst sagen sie: nimm — und nachher nehmen sie es mir wieder ab. Laut sprach er:

„Gibt Dank für Euer gutes Wort. Land habt Ihr und ich brauche wenig. Nur muß ich wissen, welches mir gehören wird — daselbe muß abgemessen werden und da brauche ich eine Bestätigung. Denn Gottes Wille walt über Tod und Leben. Ihr seid ja gute Menschen, ihr gebt mir das Land; aber es kann geschehen, daß eure Kinder mir wieder abnehmen.“

Der Älteste lachte.

„Gewiß läßt sich's machen,“ betenerte er, „so fest, wie ein fester gar nicht sein kann.“

Da begann Pachom: „Ich habe gehört,“ sagte er, „daß bei Euch ein Kaufmann war. Ihr gabt ihm Land und machtet einen Kaufbrief. So möchte ich es auch halten.“

Der Älteste begriff sogleich.

„Das kann man alles,“ rief er. „Wir haben ja einen Schreiber; wir fahren in die Stadt und legen alle Siegel an.“

„Und welchen Preis werdet Ihr nehmen?“

„Wir haben nur einen Preis, tausend Rubel für den Tag.“

Pachom konnte nicht verstehen, was für ein Maß ein Tag wäre.

„Wie viele Dessjatinen werden auskommen?“

„Das verstehen wir nicht zu rechnen. Für einen Tag verkaufen wir so viel Land, wie du an einem Tage umgehst. Der Preis des Tages ist tausend Rubel.“

Pachom wunderte sich.

„In einem Tage,“ meinte er, „kann man viel Land umgehen.“

Der Älteste lächelte.

„Alles wird dein sein. Eine Bedingung nur: kommst du im Laufe des Tages nicht zu dem Plage zurück, von welchem du ausgegangen bist, so ist dein Geld verloren.“

„Aber wie kann man vermerken, wo ich gegangen bin?“

„An den Abgangsort, den du aussuchst, werden wir uns stellen — wir bleiben stehen und du gehst — hinter dir reiten unsere Wurschen — wo du befehlst, schlagen sie Pfähle ein — dann ziehen wir mit dem Pflug Furchen von Pfahl zu Pfahl. Nimm deinen Kreis, wie es dir beliebt — nur sei vor Sonnenuntergang an der Stelle, von welcher du ausgegangen bist. Alles Land, das du umgehst, ist das deine.“

Pachom willigte ein. Man beschloß, in der Frühe aufzubrechen, unterhielt sich noch, trank Rumysß und Thee und aß Hammelfleisch. Als die Nacht einbrach, legte Pachom sich schlafen, die Wafsckiren gingen auseinander. Frühmorgens wollte man sich versammeln, um vor Sonnenaufgang zur Stelle zu fahren.

## 7.

Pachom kann nicht einschlafen. Immer denkt er an das Land. Was ich hier alles einführen werde! Ein ganzes

Stillestentum umfasse ich — fünfzig Weist mache ich an einem Tage — der Tag ist jetzt so lang — in fünfzig Tagen liegen zehntausend Deschninen. Vor niemand brauch ich mich zu ducken — ich pflüge, so viel ich will — den lasse ich als Weideland. Die ganze Nacht schläft er nur am Morgen drückt er ein bißchen. Mann eingebunden hat er einen Traum: er liegt in eben dieser Sibitka hört draußen jemand lachen. Um nachzusehen, wer es ist, trat er aus der Sibitka. Und da steht er den Ältesten der Baschkiren sitzen, der hält sich den Bauch mit beiden Händen und schüttelt sich vor Lachen. Pachom tritt näher und fragt, warum er lache — aber da steht er: das ist nicht der Älteste der Baschkiren, sondern der Kaufmann, welcher seinen Hof kam und ihm von dem Lande erzählte. Pachom eben fragt er den Kaufmann: „Bist du lange hier?“ Da ist es nicht mehr der Kaufmann, sondern jener Bauer, der im alten Lande zu ihm von der unteren Wolga kam. Jetzt ist es auch nicht mehr der Bauer — der Leibeigener ist es, der sitzt da mit Hörnern und Hufen, und er schaut und blickt auf eine Stelle. Und Pachom denkt: wo steht er? worüber lacht er? Im Traume steht er mit einem Mann liegen, barfuß, nur in Hemd und Hose, mit Nase nach oben und weiß wie ein Handtuch. Wie schärfer hinsieht, was das für ein Mensch sei, wird es deutlich: er ist es selbst. Vor Schreck erwacht er. In einem nicht alles in den Traum kommt! Er schaut sich schon beglunt es zu tagen. Man muß das Volk wecken, es ist Zeit, an Ort und Stelle zu fahren.

## 8.

Pachom stand auf, weckte seinen Knecht, der im Sattel schlief, ließ anspannen und ging, die Baschkiren zu wecken.

„Es ist Zeit,“ ruft er, „auf die Steppe zu fahren.“ Die Baschkiren stehen auf, versammeln sich, auch

Älteste kommt. Sie trinken wieder Rumysch und wollen Pachom mit Thee bewirten. Der aber drängt zur Abfahrt.

„Wenn wir fahren,“ ruft er, „so soll es gleich geschehen. Es ist hohe Zeit.“

Die Baschkiren machen sich auf den Weg, die einen reiten, die anderen fahren im Tarantasz. Pachom, begleitet von dem Knecht, fährt in seinem Tarantasz. Sie kamen zur Steppe, als die Morgensonne den Himmel rötete, fuhren auf den Hügel und versammelten sich. Der Älteste näherte sich Pachom und wies mit der Hand auf die Steppe.

„Das alles,“ sagte er, „was du mit den Augen erfassen kannst, ist unser. Wähle dir beliebig aus.“

Pachoms Augen leuchteten: weithin sieht er Pflaumen-  
grasland, glatt wie eine Handfläche, schwarz wie Wohn, in  
den Vertiefungen wächst verschiedenes Gras hoch bis zur  
Brust. Der Älteste nahm die Fuchsmilche ab, legte sie in  
die Mitte des Hügels und sagte:

„Dieses ist das Merkzeichen; darauf lege dein Geld.  
Dein Knecht wird auch hier stehen. Von hier gehe fort  
und hierher komme zurück. Alles Land, welches du um-  
schreitest, ist dein.“

Pachom nahm das Geld heraus und legte es in die  
Mitte, er zog den Kaslan aus, so daß er in einem Halb-  
rock blieb, steckte eine Tasche mit Brot zu sich, eine flache  
Flasche mit Wasser band er am Gürtel fest, zog die Schäfte  
glatt und rüstete sich zu gehen. Er dachte und dachte, welche  
Richtung er nehmen solle. Überall ist es hier herrlich. Er  
denkt: alles einerlei, ich gehe dem Sonnenaufgang zu, und  
stellte sich mit dem Gesicht zur Sonne — nun reißt er sich  
und wartet, bis die Sonne über den Horizont tritt. Zeit  
ist nicht zu verlieren, meint er, in der Stille läßt sich's  
sogar leichter gehen. Die Reiter nehmen hinter ihm Stel-  
lung. Wie nur die Sonne sichtbar wurde, setzte er sich in  
Bewegung — die Reitenden hinter ihm.

Er ging weder langsam noch schnell. Eine Wersl mochte

er etwa zurückgelegt haben, als er, ohne anzuhalten, Befehl erteilte, einen Pfahl einzuschlagen. Einmal in Bewegung, beschleunigte er seine Schritte und ließ bald den zweiten Pfahl einschlagen. Er sah sich einen Augenblick der Higel ist noch zu sehen, auch die Menschen darauf. Er zur Sonne blickt, vermutet er, daß er an fünf Weg gegangen sei. Da er warm geworden war, zog er Halbrod aus. Nach weiteren fünf Werst beschäftigte ihn Hitze; ein Blick auf die Sonne belehrte ihn, daß es zum Frühstuck sei. Eine gute Strecke habe ich schon gemacht, denkt er — freilich handelt sich's um deren vier Tage — indes ist's noch zu früh, einzubiegen. Die Sonne will ich ausziehen. Er setzte sich nieder, zog die Stiefel und ging weiter; jetzt war ihm das Gehen leicht. Er dachte noch fünf Werst kann ich gehen, dann biege ich nach links. Je weiter, je schöner wird es. Und er ging noch gerad aus. Wie er sich umblickt, ist der Higel kaum zu sehen und die Menschen darauf nehmen sich aus wie Ameisen.

Jetzt aber muß man umbiegen, meint er. Wie ich geworden bin! Ich habe Lust zu trinken. Er nahm eine Flasche, trank im Gehen, ließ noch einen Pfahl einstecken und bog nach links ein. Er ging, er ging — das Gehen stand hoch, ihm wurde immer heißer. Müdigkeit stellte ein. Ein Blick auf die Sonne zeigt ihm an, daß es Mittag sei. Man muß andrücken, meint er. Er bleibt stehen, ist etwas Brot. Setzt du dich, dann schläfst du ein. Er stand also ein wenig, verpustete sich, ging weiter. Ausgerathen hatte er es leicht, vom Essen war ihm neue Kraft gekommen. Aber es wurde zu drückend heiß und Schlaf über ihn — er fühlte sich überanstrengt. Nu, denkt er: Eine Stunde voll Wehen, werd' dafür ein Jahrhundert leben.

Auf dieser Seite ging er wohl an zehn Werst. Er wollte links einbiegen, aber siehe — die Gegend ist so flach — eine kypige Thalsenkung — 's wäre schade, dieselbe zu geben; Nachs muß hier trefflich gebelhen. Geradeaus

er, eignet sich so die Thalsenkung zu und läßt einen Pfahl einschlagen. Jetzt erst machte er den zweiten Winkel. Wie er einen Blick auf den fernen Hügel warf, konnte er die Menschen kaum wahrnehmen. Bis zu ihnen werden's an flusszehn Werst sein. Die zwei Seiten habe ich zu lang genommen, die dritte muß beschaffs kürzer gemacht werden. Zwar wird es auf diese Weise ein schiefstüniger Westz — was ist aber anders zu thun? Einbiegen muß ich — dann geradeaus zum Hügel — ich muß mich beeilen — nicht überflüssig abschwenken — Land habe ich ja jetzt in Fülle. Und er wendete und schritt geradeaus dem Hügel zu.

## 9.

Die Flüsse schmerzen Bachom, er hat sie durchgelaufen. Er kniet ein — ausruhen möchte er — aber er darf's nicht — er hat keine Zeit — vor Sonnenuntergang muß er antommen. Die Sonne wartet nicht. Als triebe ihn jemand an, so läuft er.

Irte ich mich nicht? griff ich nicht zu viel? Wenn ich nicht zur Zeit ankäme! Es ist noch weit und ich bin schon ganz abgerackert. Wenn nur nicht alle meine Ausgaben und Mühen darüber verloren gehen! O ich muß mich bis aufs äußerste bemühen!

Er schüttelte sich, lief im Trabe. Die Flüsse bluten — er läuft. Er läuft, er läuft, wirft den Halbrock fort, die Stiefel, die Flasche, die Mütze. War zu gierig — habe alles verdorben — bin vor Sonnenuntergang nicht am Ziel.

Noch ärger wird es: vor Angst geht ihm der Atem aus. Er läuft — Hemd und Hosen kleben am Körper — der Mund ist wie ausgetrocknet — wie mit Blaschälgen in der Schmelze arbeitet es in der Brust — im Herzen schlägt es wie mit Hämmern — die Kniee, als seien es nicht seine eigenen, knicken ein.

Stamm denkt er noch an das Land; er denkt, wie er es anfangen solle, um nicht zu sterben vor Anstrengung. Ja,

er sticht zu sterben, aber stehen bleiben kann er doch. So viel bin ich gelaufen, und halte ich jetzt ein, so man mich einen Narren.

Die Waschkiren — deutlich hört er's — quieken, von ihrem Geschrei brennt sein Herz noch mehr. Aufwendung seiner letzten Kraft läuft er — die steht fast am Munde — aber bis zum Hügel ist es ganz nahe. Die Waschkiren winten, rufen — er die Pelzmütze — zieht das Geld darin — zieht den Alt wie er auf der Erde hockt und sich den Bauch hält. es kommt ihm der Traum in Erinnerung: Erde, er, ist viel vorhanden — aber wird Gott darauf lassen? Ach, ich habe mich zu Grunde gerichtet — dabei läuft er, läuft . . .

Er blickt auf die Sonne.

Sie ist groß, rot, berührt die Erde, beginnt schon n zutauschen.

Jetzt hat er den Hügel erreicht — die Sonne ist n

Ein Wesschrei entringt sich ihm: er wähnt, alle verloren. Jedoch erinnert er sich, daß man vom höchsten Ort aus die Sonne noch sehen müsse. Er stürzt den Hügel hinauf — da liegt die Mütze. Er stolpert, fällt, langt den Händen bis zur Mütze.

„Erläutiger Herr!“ ruft der Älteste. „Gast viel gewonnen.“

Wie der Knecht Bachom beispringen, ihn aufheben sieht er: aus dem Munde fließt ihm Blut, er ist tot.

Der Knecht jammert.

Der Älteste hockt auf dem Boden, er lacht laut. Hält sich den Bauch. Jetzt erhebt er sich und wirft dem Knecht den Spaten zu. „Hier, grabe!“

Die Waschkiren stehen auf und fahren fort.

Der Knecht bleibt mit der Leiche allein. Er gräbt ein Grab, gerade so groß, wie er von Kopf zu Fuß — drei Arschhü — und vergräbt ihn.

## Der erste Brenntweinebrenner.

---

Ohne gefühlsvoll zu haben, war ein armer Baner zum Pflügen aus Feld gefahren, nur eine Brotlaute hatte er mitgenommen. Im Felde angelangt, zog er seinen Kasten aus, legte ihn unter ein Gebüsch und das Brot darunter. Nach einiger Zeit war das Pferd ermüdet und der Baner verspürte Hunger. Er spannte aus, ließ sein Tier grasen und ging zum Kasten, um seine Laute zu Mittag zu verzehren. Wie er den Kasten aufnimmt, sieht er: die Laute ist nicht da. Er sucht, sucht, wendet den Kasten nach allen Seiten, schüttelt ihn — das Brot ist nicht da. Der Baner verwundert sich über die Massen. Sonderbare Sache! Keinen habe ich gesehen und dennoch muß einer das Brot gestohlen haben.

Es war aber ein Teufel, welcher das Brot, während der Baner pflügte, stibigt hatte und hinter dem Gebüsch versteckt saß, um zu hören, wie der Baner schimpfen und dabei ihn, den Teufel, nennen würde. Zwar that es dem Baner leid, daß er bestohlen worden, indes wußte er sich auf seine Weise zu trösten. Nu, sagte er, Hungers werde ich ja nicht sterben; der, welcher das Brot genommen hat, wird es wohl nötig gehabt haben — möge er es zur Gesundheit essen!

Und der Bauer ging zum Brunnen, trank sich mit Wasser satt, erholte sich, fang das Pferd ein, spannte es an und begann wieder zu pflügen.

Der Teufel wurde bestürzt, daß er nicht vermocht hatte, den Baner zur Schande zu verleiten. Er ging in die Unter-



welt zu dem Höchsten der Teufel und erzählte ihm, wo dem Bauer die Kruste Brot genommen und wie derselbe statt zu schimpfen, gesagt habe: zur Gesundheit!

Der Höchste der Teufel wurde bitterböse.

„Ist der Bauer,“ schrieb er in seinem Horn, „dir die Kruste gegeben, so trifft dich die Schuld: hast es bummelnd gefangen. Das wäre noch schöner, wenn die Bauern, mit ihnen ihre Weiber, solche Gewohnheit annehmen wie geüben dabei nicht. Eine schlimme Sache sag dir. Ich kann sie so nicht lassen. Gehe, verdiene dir die Kruste des Bauern. Hast du ihn in drei Jahren untergefrägt, so habe ich dich in heiligem Wasser!“

Vor dem heiligen Wasser hatte der Teufel Angst; schnell er konnte, lief er wieder auf die Erde und überlegte wie er seine Schuld abzulösen sollte. Er dachte und dachte — und da war es ausgedacht. Er verkappte sich als guter Mensch und verdingte sich bei dem armen Bauer Arbeiter. Und er lehrte den Bauer, im trockenen Sommer auf Sumpf zu säen. Bei den Nachbarn war alles bei der Sonne verbrannt, beim armen Bauer aber wuchs Getreide dicht, hoch, zu vollen Ähren. Der Bauer ernährte sich bis in das neue Jahr hinein und es blieb ihm noch viel Korn übrig. Im folgenden Sommer lehrte der Arbeiter den Bauer, das Getreide auf Bergen zu säen. Im Sommer fiel regnerisch aus. Bei den anderen lag Getreide niedergeflatscht, faulte und die Ähre stülpte sich nicht herrlich aber geübt es bei dem Bauer auf den Bergen und es blieb ihm so viel überflüssiges Korn, daß er gar nicht wußte, was er damit anfangen sollte.

Und der Arbeiter lehrte den Bauer, aus dem Stroh Branntwein zu brennen; und der Bauer braunte Branntwein, trank selbst und ließ andere trinken.

Der Teufel ging zum Obersten und prahlte, die Kruste Brot habe er verdient.

Mit eigenen Augen wollte sich der Höchste der Teufel

überzeugen. Er kommt zum Bauer und fleht: die reichen Leute im Dorf hat derselbe zu sich geladen und bewirtet sie mit Brautwein; die Bäuerin reicht ihn den Gästen. Während sie herumreichte, hatte sie am Tisch an und goß ein Glas aus. Der Bauer wurde böse und schimpfte seine Frau.

„Teufelsnärriu!“ brüllte er. „Ist es Spilllicht, daß du Krummbeinige solches Gut auf die Diele gießest?“

Der Teufel stieß den Höchsten der Teufel mit dem Ellbogen an.

„Merke,“ flüsterte er, „jetzt sagt er nicht: zur Gesundheit.“

Der Bauer schimpfte weiter und reichte selbst herum. Von der Arbeit kommt ein armer Bauer, der nicht geladen war, grüßt, setzt sich und fleht: die Bauern tranken Brautwein; er bekommt auch Lust, gegen die Mildigkeit einen Tropfen zu trinken; er slyt und slyt, schluckt und schluckt den Speichel. Der Bauer, statt dem Armen ein Gläschen zu reichen, murmelt für sich: Ich kann euch nicht alle mit Brautwein versorgen.

Auch das gefiel dem Höchsten der Teufel. Der kleine Teufel prahlt:

„Warte ein wenig, es kommt noch Hilscher.“

Die Gäste tranken und es trank der Wirt. Sie schmelzten einander, lobten sich gegenseitig, ihre Reden waren schmachtend und glatt wie Butter. Der Höchste der Teufel horcht auf und raunt dem kleinen Teufel zu:

„Hat das Getränke sie erst suchsartig gemacht, daß sie sich gegenseitig begannern, so werden sie alle in unseren Händen sein.“

„Warte ab,“ antwortet der kleine Teufel. „Daß sie nur das zweite Glas im Leibe haben. Wie Fische mit ihren Schwänzen, wedeln sie jetzt einer vor dem anderen und wollen einander über das Ohr haufen. Aber du sollst sehen, gleich werden sie wie schlumme Wölfe.“

Die Bauern trinken das zweite Glas, ihre Nebenher und größer. Statt der butterigen Nebenher heftig Geschimpf an, böse Worte fallen, eine Prügelei bricht sie wälzen sich die Nasen wund. Auch der Gastgeber nicht ein, man drischt ihn durch und durch.

Der Höchste der Densel sah es und es gefiel ihm

„Gut! sehr gut!“ murmelte er.

„Warte ab,“ sagte der kleine Densel, „es kommt besser. Laß sie erst das dritte Glas getrunken haben Wiltig sind sie jetzt wie Wölfe, aber sie werden wie Schweine.“

Und die Bauern trinken das dritte Gläschen. Sie sind den ganz mürbe — sie mürben — sie größeln — sie merken gar nicht, daß keiner den anderen hört. Und gehen die Gäste fort — einzeln — zu zwei — zu drei — alle fallen auf der Straße hin. Der Wirt, um sie geleiten, geht mit hinaus — und fällt, mit dem Kopf zu unterst, in eine Pfütze, schmiert sich von oben bis unten ein — und nun liegt er da wie ein wildes Schwein grunzt.

Das gefiel noch mehr dem Höchsten der Densel.

„Du,“ sagte er, „ein gutes Getränk hast du ausgegeben, die Rante Brot hast du verdient. Sage mir, wie machst du das Getränk? Zuerst nimmst du wohl Blut des Fuchs — listig wurde davon der Bauer wie der Fuchs; Woher kam hinzu: Wessheit regte sich in ihm wie im Wess, zuletzt mürbschleiß du's mit Schweineblut: er ist ein Schwein geworden.“

„Nein,“ erklärte der kleine Densel, „so habe ich nicht gemürst. Ich habe nichts gethan, als daß ich ihm das im Überfluß gebeihen ließ. Das tierische Blut ist stets ihm gewesen — nur stundet es, so lange das Brot in ihm ist, keine Nahrung: dann thut ihm selbst seine letzte Rante nicht leid. Überfluß ist's, der ihn aufstachelt: da beginnt er auszuheften, wie er sich belustigen sollte.“

gab ihm die Anleitung, Brautwein zu trinken. Und wie er Gottes Gabe zu Brautwein braunte, erhob sich in ihm des Fuchses, des Wolfes, des Schweines Blut. Wenn er jetzt nur immer Brautwein trinkt, wird er stets ein Tier sein."

Der Höchste der Tensel lobte den kleinen Tensel und verlieh ihm Ehren und Wunden.

---

## Des Teufels Knecht.

In alten Zeiten lebte ein guter reicher Mann. Sine Knechte dienten ihm und rühmten sich ihres Herrn. sprachen:

„Unter dem Himmel giebt es keinen besseren Herrn den unseren. Er nährt und kleidet uns gut, theilt Arbeit nach unseren Kräften, keinen kränkt er mit ei Wort, trägt nichts nach — er ist nicht wie die and Herren, die ihre Knechte ärger als Vieh behandeln, Schuld und ohne Schuld strafen und keinem ein g Wort gönnen. Unser Herr willschet uns Gutes und uns Gutes und sagt uns Gutes. Besseres Leben kö wir gar nicht haben.“

Also rühmten sich die Knechte ihres Herrn. Und Teufel ward es ärgerlich, daß die Knechte gut und in L mit ihrem Herrn lebten, und er bemächtigte sich einer Knechte, der hieß Aleb; dem befaß er, die anderen zu verführen. Und als einst alle Knechte ihren Herrn kol erhob Aleb die Stimme und rebete:

„Umsonst praßst ihr, Brillber, mit der Gütte uns Herrn. Sogar der Teufel würde sich gut gebärden, wenn man ihm alles zu Dank machte. Wir dienen uns Herrn gut und machen ihm alles zu Dank. Wie er etwas willschet, thun wir es, wir erraten seine Gedan Wie sollte er nicht mit uns gut sein! Hört aber auf, alles zu Dank zu machen und thut ihm Schlechtes an wird er wie alle anderen Böses mit Bösem heimzah schlimmer als die schlimmsten Herren.“

Die anderen Knechte begannen darüber mit Aleb zu streiten und wetteten mit ihm. Aleb nahm es über sich, seinen guten Herrn zu kränken; er nahm es über sich unter der Bedingung, daß er sein Festkleid verliere, falls es ihm nicht gelänge, den Herrn zu kränken; gelänge es ihm aber, so sollten die anderen Knechte ihm ihre Festkleider abgeben; überdies mußten sie versprechen, Aleb, wenn man ihn in Eisen schlagen wollte, vor dem Herrn zu schützen. Aleb versprach, am andern Morgen den Herrn zu kränken.

Aleb war angestellt als Hüter der Schafstirbe, er beaufsichtigte die teuren Zuchtschafe. Als nun am Morgen der gute Herr mit Gästen in die Stirbe kam und seine kostbaren Lieblingschafe zeigte, winkte des Teufels Knecht den Kameraden: Paßt auf, sogleich mache ich den Herrn böse. Alle Knechte hatten sich versammelt, standen an der Thür und blickten über den Zaun. Der Teufel kletterte auf einen Baum und von daher schaut er in die Stirbe, wie ihm sein Knecht dienen wird. Der Herr ging in der Stirbe umher, zeigte den Gästen die Schafe und Kämmer und wollte ihnen seinen besten Hammel zeigen.

„Auch die anderen Kämmer sind schön,“ sagte er, „für jenen aber mit den gewundenen Hörnern giebt es keinen Kaufpreis und er ist mir teurer als mein Auge.“

Erschreckt durch die Menschen, stürzt die Herde zur Seite, so daß die Gäste den kostbaren Hammel nicht betrachten können; in dem Augenblick indes, wo derselbe abgesondert von den anderen stehen bleibt, jagt des Teufels Knecht, wie aus Versehen, alle Tiere durcheinander — und wieder vermögen die Gäste nicht zu unterscheiden, welches der kostbare Hammel ist. Da sprach der Herr zu Aleb:

„Aleb, lieber Freund, bemühe dich, vorsichtig fange den trefflichen Hammel mit den gewundenen Hörnern ein und halte ihn.“

Wie der Herr diese Worte gesagt hatte, sprang Aleb wie ein Löwe mitten unter die Herde, erwischte den kostbaren

Hammel an der Wollc, packte ihn am linken Vorderfuß riß diesen aufwärts, so daß es knackste; der Hammel b und sank in die Vorderkniee; wie Aleb ihn am rechten Vorderfuß ergriff, schlenkerte und baumelte der linke wie Peitsche: er war unterhalb des Knies gebrochen.

Die Gäste sowohl wie die Knechte schrieen auf und Teufel hatte seine helle Freude, als er sah, wie klug sich aufstellte. In dem Gesicht des Herrn dunkelte es ließ den Kopf hängen und sagte kein Wort. Auch die C und die Knechte schwiegen — sie erwarteten, was kommen würde. Der Herr schwieg noch immer, plötzlich aber, wollte er eine Last von sich werfen, fuhr er zusammen, den Kopf und blickte zum Himmel. Die Falten auf der Stirn glätteten sich, mild lächelnd sah er Aleb an und sprach:

„O Aleb, Aleb! Dein Herr gebot dir, mich zu kränken mein Herr aber ist mächtiger als der deinige: du hast nicht gekränkt, ich aber werde deinen Herrn kränken. wisse denn, Aleb, daß du keine Strafe durch mich erduldest — du wolltest frei sein und ich gebe dir deine Freiheit hier vor den Gästen. Bleibe hin in Frieden und nimm Festkleid mit.“

Und der gute Herr ging mit den Gästen in sein Haus. Der Teufel aber knirschte mit den Zähnen, stürzte davon und versank in die Tiefe.

---

## Das Korn.

Kinder fanden einmal in einer Schlucht ein Ding so groß wie ein Hühnerel, in der Mitte hatte es eine Rinne und sah aus wie ein Korn. Ein Mann, der vorüber fuhr, sah das Ding, kaufte es den Burschen für fünf Kopelen ab, brachte es in die Stadt und verkaufte es dem Barren als Seltenheit.

Der Bar befragte die weisen Leute und gebot ihnen, zu erkunden, was das für ein Ding wäre, ein Ei oder ein Korn. Die Weisen grillbelten und grillbelten und konnten keine Antwort ergisteln.

Das Ding lag auf dem Fensterbrett. Ein Huhn kam gestiegen, pickte daran, pickte ein Loch. Daß es ein Korn sei, sahen jetzt alle und die Weisen ließen sich vernehmen, das Ding sei ein Koggelkorn.

Der Bar wunderte sich sehr, weshalb er den Weisen gebot, zu erkunden, wo solches Ding gedeihe. Die Weisen grillbelten und grillbelten und studierten in den Büchern — aber sie fanden nichts. Sie kamen zum Barren und sagten:

„Wir können keine Antwort geben. In unseren Büchern steht nichts darüber geschrieben; man muß die Bauern fragen, vielleicht hat einer von ihren Vätern gehört, wann so ein Korn gesäet wurde.“

Der Bar befahl, einen ganz alten Bauer vor ihn zu führen.

Man brachte ihm ein gelbbärtiges zahnlöses Mäunchen, das mühsam auf zwei Krücken herein humpelte.

Der Bar zeigte ihm das Korn. Aber der Alte kann kaum noch sehen, halb sieht er, halb tastet er.



„Kannst du mir nicht sagen, Väterchen, wo so ein Korn gebiehet?“ fragte ihn der Bar. „Hast du vielleicht solches Getreide gesäet? oder hast du in deinem Leben einmal so ein Korn gekauft?“

Der Alte war halb taub, nur mit Mühe konnte er hören, nur mit Mühe begreifen. Er gab zur Antwort:

„Nein,“ sagte er, „auf meinem Feld hab' ich so ein Getreide nie nicht gesäet, nie nicht geerntet, nie nicht hab' ich so ein Getreide gekauft. Kaufte man Getreide, so war Korn immer klein. Man muß meinen Alten fragen, vielleicht kann der sagen, wo so ein Korn wuchs.“

Der Bar befohl, den Vater des Alten vor ihn zu führen. Man fand den Vater und brachte ihn zum Barren. Dort kam ein Greis auf einer Krücke. Der Bar zeigte ihm Korn. Die Augen des Alten sind noch gut, er hat es gesehen. Der Bar fragte ihn:

„Weißt du nicht, Väterchen, wo so ein Korn gebiehet?“ „Hast du vielleicht selbst auf deinem Feld solches Getreide gesäet? oder hast du in deinem Leben einmal so ein Korn gekauft?“

War auch der Alte etwas harthörig, so hörte er besser als der Sohn.

„Nein,“ sagte er, „auf meinem Feld hab' ich so ein Getreide nie nicht gesäet, nie nicht geerntet; gekauft hab' ich auch nie nicht, weil zu meiner Zeit Geld noch gar nicht im Gebrauch war. Alle nährten sich vom eigenen Brote und teilten im Notfall mitelunder. Wo so ein Korn gewachsen, weiß ich nicht. Unser Korn war größer und ergiebiger als das jetzige, aber so ein Korn habe ich nie nicht gesehen. Ich hörte von meinem Alten, daß zu seiner Zeit das Getreide besser gebiehet als zu meiner Zeit und größer und ergiebiger war. Man muß meinen Alten fragen.“

Der Bar schickte nach dem Vater des Alten.

Man fand den Großvater und brachte ihn zum Barren. Willhelos, ohne Krücken, tritt ein Greis ein, seine Augen

sind hell und er spricht deutlich. Der Zar zeigte dem Großvater das Korn; derselbe besah es von allen Seiten.

„Lange ist's her,“ sagte er, „daß ich so ein uraltes Körnchen nicht gesehen habe.“ Er biß einen Krümel ab, kante ein bißchen und meinte: „Es ist dasselbe.“

„Sage mir, Großväterchen, wann und wo solch ein Korn wuchs. Hast du vielleicht selbst auf deinem Felde solches Getreide gesät oder irgendwo gekauft?“

Der Alte entgegnete:

„Überall zu meiner Zeit wuchs so ein Getreide, nur mit solchem Korn haben wir uns genährt.“

„Ich möchte wissen, Großväterchen, ob du ein solches Korn selbst gesät oder ob du es gekauft hast.“

Der Alte lächelte.

„Zu meiner Zeit,“ sagte er, „kannte keiner die Sünde, Brot zu verkaufen oder zu kaufen, und vom Gelde wußte man nichts — Brot hatten alle übergenug.“

„Wo hast du so ein Korn gesät, Großväterchen, und wo war dein Geld?“

„Mein Geld war Gottes Erde. Wo ich pflügte, da war mein Geld. Denn frei war der Boden, eigenen Boden kannte man nicht. Sein Eigen nannte man nur seine Arbeit.“

„Zwei Fragen sollst du mir noch beantworten,“ rief der Zar. „Erstens: wie konnte es geschehen, daß fröher so ein Korn gedieh und jetzt nicht mehr? Zweitens: wie konnte es geschehen, daß dein Enkel auf zwei Krücken geht, auf einer Krücke dein Sohn, du selbst aber trittst leicht und frei zu mir? Deine Augen sind klar, du hast feste Zähne und deine Nase klingt eben. Warum, sag's mir, Großväterchen, ist denn so?“

„Darum ist es so, weil die Menschen nicht mehr durch eigene Arbeit leben und den Nachbar beneiden. Vordem lebte man nicht so, man lebte gottesfürchtig. Weil man Eigenes besaß, begehrte man nicht fremdes Gut.“

## I l j a s s.

---

Im Usa'schen Gouvernement lebte ein Baschkire, nannte ihn Ilass. Ilass hatte vom Vater keinen Reich geerbt. Der Vater verheiratete ihn und starb ein Jahr darauf. Alles Gut Ilass' bestand damals aus sechs Stuten, zwei Kühen und zwei Zehnern Schafe; Ilass verstand zu wirtschaften und zu erwerben; von früh spät mülhten er und seine Frau sich ab, früher als stand er auf und legte sich später hin — von Jahr Jahr wuchs sein Reichthum. So hatte Ilass in steter Zeit fünfundsiebzig Jahre durchlebt und ein großes Vermögen erworben.

An Pferden besaß er zweihundert Köpfe, hundert fünfzig an Rindvieh und tausendundzweihundert Schafe. Knechte waren auf der Weide, die Wägede melkten Stuten und Kühe, machten Kумыш, Butter und Käse. Ilass hatte alles in Hülle und Fülle und man beneidete ihn in ganzen Umgegend. Die Leute sagten: Welch ein glücklicher Mensch ist Ilass, er hat von allem so viel, er braucht nicht zu sterben. Namhafte Leute suchten seine Bekanntschaft und verkehrten mit ihm und es kamen Gäste von weit und Ilass nahm alle auf und bewirtete sie mit Speise und Trank. Wer es auch sein mochte, für alle war Anbereits, für alle Thee und Fischbrühe und Hammelfleisch. Gäste kommen — gleich wird ein Hammel geschlachtet; es viele Gäste, so schlachtet man eine Stute.

Ilass hatte zwei Söhne und eine Tochter. Er verheiratete die Söhne und die Tochter.

Als Kjaß arm war, arbeiteten die Söhne mit ihm, sie hüteten die Herde und Schafe. Wie er aber reich wurde, trieben sie Mithwillen, der eine begann zu trinken. Der älteste kam bei einer Schlägerei um und der jüngere, der eine hochfahrende Schwiegermutter hatte, wollte dem Vater nicht mehr Gehorsam leisten — Kjaß mußte ihm seinen Anteil zuweisen.

Kjaß gab ihm Haus und Vieh, wodurch sein eigener Reichthum sich verringerte. Bald darauf besiel seine Schafe eine Krankheit und es kamen viele um. Darauf kam ein Hungerjahr — das Heu war nicht geblieben — es starb viel Vieh im Laufe des Winters. Und die Kirgisen nahmen ihm sein bestes Stück Land ab. Kjaß' Besitz verringerte sich. Er verlor mehr und mehr und seine Kräfte nahmen ab, mit sechzig Jahren kam er dazu, daß er Pelze, Teppiche, Sattelzeug und Kibitzen, dann auch das letzte Vieh verkaufen mußte. Er besaß nun nichts mehr und mußte auf seine alten Tage mit der Frau bei fremden Leuten Brot suchen. Nichts blieb ihm als die Kleider am Leibe und seine Frau Schamschemagi. Der Sohn lebte in einer entfernten Gegend, die Tochter war gestorben.

Nachbar Mutschamedschach empfand Mitleid mit den beiden Alten. Mutschamedschach, ein guter Mensch, war weder arm noch reich und führte ein gleichförmiges Leben. Er erinnerte sich der Gastfreundschaft Kjaß' und sagte zu ihm:

„Lebe bei mir, Kjaß, mit deiner Alten. Im Sommer arbeite deiner Kraft gemäß und im Winter hüttere das Vieh, Schamschemagi mag die Stuten melken und Kumpß bereiten. Ich reiche euch Nahrung und Kleidung, sagt mir, was ihr weiter braucht, und ich werde es euch geben.“

Kjaß bedankte sich beim Nachbar; und so lebten er und seine Frau als Arbeitsleute bei Mutschamedschach. Anfangs ging es schwer, aber nachher gewöhnten sie sich und arbeiteten nach Kräften.

Solche Arbeiter zu haben, geriet Mutschamedschach zum

Vorteil. Da die Alten selbst Besitz gehabt hatten, u  
 sie mit allen Verrichtungen wohlvertraut, sie gingen  
 mäßig und thaten ihr Bestes. Muchamedschach that es  
 mit eigenen Augen zu sehen, wie so hohe Leute so tie  
 fallen waren.

Einst kamen zu Muchamedschach von fern her Berwa  
 ein Wirtin begleitet sie. Muchamedschach ließ einen Han  
 einsaugen und schlachten. Mjaß zog dem Hammel das  
 ab, kochte ihn und schickte ihn den Gästen. Nachden  
 Gäste den Hammel gegessen und Thee getrunken ha  
 erlabten sie sich am Kunnyß. Gäste und Wirt sitzen  
 weichen Kissen, trinken Kunnyß aus Tassen und unterhe  
 sich. Als Mjaß mit seiner Arbeit fertig war, ging er  
 der Thüre vorbei. Muchamedschach sah ihn und sagte  
 seinem Verwandten:

„Sahst du diesen Alten, der eben vorüberging?“

„Ich sah ihn. Aber was ist Besonderes an ihm?“

„Er war der Reichste von allen. Mjaß ist sein Ni  
 Du hast wohl von ihm gehört.“

„Gewiß habe ich von ihm gehört. Sein Ruf war i  
 verbreitet.“

„Ihm ist nichts übrig geblieben, er lebt bei mir  
 Arbeiter und seine Frau mit ihm, die meist die Stut

Der Verwandte wunderte sich darüber, schmalzte mit  
 Zunge, schüttelte den Kopf und sagte:

„Wirt rollt wie ein Rad: den einen hebt's in die Hi  
 in die Tiefe schleudert es den anderen. Der Alte hä  
 sich wohl?“

„Wer kann es wissen? Er lebt still für sich i  
 arbeitet wacker.“

Darauf antwortete der Verwandte:

„Kann man mit ihm sprechen? Wächte ihn ausfra  
 über sein Leben.“

„Weshalb nicht? Man kann's,“ entgegnete der W  
 und rief aus der Alibitka:

„Großväterchen, komm herein, trinke Sannyß, bringe deine Alte mit.“

Iljaß und seine Frau traten ein. Iljaß begrüßte sich mit den Gästen und dem Wirt, las ein Gebet und hockte an der Theke nieder; seine Frau ging hinter den Vorhang und setzte sich zu der Wirtin.

Man reichte Iljaß eine Tasse Sannyß, er verneigte sich, trank ein wenig ab und stellte die Tasse hin.

„Wie ist's, Großväterchen?“ begann der Verwandte. „Es ist dir wohl traurig, indem du uns ansiehst, dich deines früheren Lebens zu erinnern, wie du im Glücke warst und wie du jetzt in Armut lebst.“

Lächelnd sagte Iljaß:

„Wenn ich zu dir spreche von Glück und Unglück, wirst du's nicht glauben. Frage lieber meine Alte: was ein Weib auf dem Herzen hat, hat sie auch auf der Zunge. Sie wird dir die ganze Wahrheit sagen.“

Und der Gast sprach hinsther:

„Sage mir, Großväterchen, wie du denkst über das frühere Glück und das jetzige Unglück.“

Schamshemagi hinter dem Vorhang sagte:

„So denke ich: Fünfzig Jahre lebte ich mit dem Alten, wir suchten Glück und fanden es nicht; und erst jetzt, seit mehr als einem Jahre, als uns nichts übrig geblieben war und wir als Arbeiter leben, haben wir das wahre Glück gefunden und brauchen kein anderes.“

Über diese Worte erstaunte der Verwandte, auch der Herr erstaunte, er warf den Vorhang zurück, um die Alte anzusehen. Und die Alte steht da, die Arme gekrenzt, lächelt, steht ihren Alten an, und auch der Alte lächelt. Die Alte sagt noch einmal:

„Wahr spreche ich, ich scherze nicht: während eines halben Jahrhunderts suchten wir Glück und fanden es nicht, so lange wir reich waren; jetzt ist uns nichts übrig geblieben, wir suchen unser Brot bei Fremden — so fanden wir Glück.“

„Worin besteht ener jetziges Glück?“

„Als wir reich waren, hatten wir keine Stunde M  
konnten uns nicht aussprechen, an die Seele denken,  
Gott beten. Wie viele Sorgen hatten wir! Gäste tan  
und mit ihnen die Sorge: womit sie bewirten, womit  
beschenken, daß sie keine böse Nachrede halten? Wenn  
fortgefahren sind, sehen wir nach den Knechten — sie si  
zu ruhen, wohlschmeckender zu essen — wir aber suchen  
Unserige zusammenzuhalten — und so schludigen wir.  
haben Sorge, daß der Wolf nicht ein Füllen oder ein S  
zerreiße, daß Diebe uns nicht berauben. Legt man sich  
ber, kann man vor Sorge nicht schlafen, daß die S  
die Kammern nicht zerdrücken; mitten in der Nacht steht  
auf; kaum hat man sich beruhigt, naht wieder die So  
wie man sich mit Futter für den Winter versorgen s  
Aber nicht das allein — auch zwischen uns war keine C  
tracht. Er sagt, so muß man es machen; so muß man  
machen, sage ich — es giebt Ehre und Dank. S  
folgte der Sorge, Ehre der Ehre — wir sahen  
glückliche Stunde.“

„Und jetzt?“

„Stehen wir auf, so unterhalten wir uns in D  
und Eintracht, zu streiten haben wir über nichts, i  
nichts haben wir uns Sorge zu machen — wir haben  
eine Sorge, dem Herrn zu dienen; und so arbeiten  
unserer Kraft gemäß, mit Lust, daß der Herr keinen D  
lust erleide, sondern Gewinn habe. Wenn wir von  
Arbeit kommen, ist das Mittagbrot bereit, das Abend  
ist bereit, auch an Rumyß fehlt es nicht. Ist es kalt,  
wärmen wir uns am Ofen, ziehen den Pelz an. W  
haben wir Zeit, uns auszusprechen, an die Seele zu den  
zu Gott zu beten. Fünzig Jahre lang suchten wir W  
jetzt erst haben wir's gefunden.“

Die Gäste lachten.

„Naja aber sagte:

„Lacht nicht, Bräuer, es handelt sich nicht um einen Scherz, sondern um das menschliche Leben. Narren waren wir, die Alte und ich, daß wir um den Verlust unseres Reichthums weinten. Jetzt aber hat Gott uns die Wahrheit gezeigt; nicht zu unserer Belustigung, sondern euch zum Heil, haben wir sie euch entdeckt.“

„Das ist eine kluge Rede,“ bestätigte der Mulla. Wahrheit hat Mjaß gesprochen. So steht es auch in der Schrift.“

Die Gäste lachten nicht mehr und wurden nachdenklich.

---



## Die beiden Alten.

### 1.

Zwei Alte hatten gelobt, nach Jerusalem zu pilgern. Der eine von ihnen war ein wohlhabender Bauer; nannte ihn Jessin Tarassitsch Schewelew. Jelisiej, der andere, hatte nur geringen Besitz.

Jessin war ein ehrbarer Bauer, trank keinen Schnaps und schnupfte keinen Tabak, schlumpfte nie mit Mitmenschen und hielt sich in allen Dingen brav und stumm. Zum Starosten gewählt, führte er zweimal sein Amt aller Ehrlichkeit. Er hatte zwei Söhne und einen heirateten Enkel, und alle lebten zusammen. Er war gesunden Aussehens, erst in seinem siebenten Jahrzehnte kam ihm der Bart zu ergrauen.

Jelisiej, ein altes Männchen, weder reich noch arm, lebte vor dem als Zimmermann verdingt; als er alt geworden, lebte er zu Hause und züchtete Vienen. Ein Enkel arbeitete außerhalb, der andere lebte beim Vater. Jelisiej war gutmütig und heiter. Gelegentlich trank er ein Schnaps, schnupfte und liebte Vienen zu fliegen. Aber war ein stiller Mensch, lebte friedlich mit den Sehnigen mit den Nachbarn. Klein von Wuchs, schwärzlich mit locktem Bärtchen, hatte er wie sein Heißiger, der Prokissa, eine Glase um den ganzen Kopf.

Seit lange hatten sie es gelobt und sich verabredet, zusammen zu gehen, immer fehlte es Tarassitsch an Zeit eine Sache fertig, gleich muß die andere aufgefangen werden. Bald verheiratet er den Enkel, bald erwartet er den

Abseignung seiner Militärpflicht heimkehrenden ältesten Sohn, und jetzt war sein Haus im Bau.

Einst an einem Feiertage kamen die beiden Älten zusammen und setzten sich auf das Bantholz.

„Wann, Gevatter,“ begann Selisej, werden wir unser Gelübde erfüllen?“

Sesim runzelte die Stirn.

„Man muß noch warten,“ meinte er. „Es ist für mich ein schwieriges Jahr. Habe das Haus angefangen zu bauen, ich dachte: ein bißchen über hundert Rubel werden draufgehen; und nun bin ich schon beim dritten Hundert und es steht noch nicht fertig. Vor dem Sommer werde ich nicht abkommen können. Im Sommer aber, so Gott will, machen wir uns auf die Reise.“

„Ich bin nun dafür, daß gar nichts zu verschieben ist. Man muß jetzt gehen. Wir haben Frühling, das ist die rechte Zeit.“

„Mag's die rechte Zeit sein, Gevatter. Die Arbeit ist aber einmal im Gange — soll man sie beiseite werfen?“

„Als ob du niemand hättest! Dein Sohn wird alle Arbeit thun.“

„Wie wird der alle Arbeit thun! Mein Ältester ist unzuverlässig, hat manchmal über die Schür!“

„Wenn wir tot sind, Gevatter, wird man auch ohne uns auskommen. Dein Sohn muß lernen.“

„Es ist wohl richtig. Ich aber möchte alles unter meinen Augen zu stande bringen.“

„Oh, lieber Mensch, wie wird man mit aller Arbeit fertig. Da nemlich waschen bei mir die Frauen, räumen auf zum Feiertage. Dies und jenes ist nötig, können alle Arbeit nicht fertig bringen. Die älteste Schwiegertochter, ein kluges Weib, sagt nun: Gott sei Dank, es kommt der Feiertag, er wartet nicht auf uns. Sonst, sagt sie, würden wir, wie viel wir auch schafften, doch nicht fertig werden.“

Darajitsch wurde nachdenklich.

„Viel Geld habe ich für den Bau verwendet: und diese Weise kann man auch nicht mit leeren Händen antreten. Kein kleines Geld — hundert Rubel.“

Jeliszej lachte.

„Sündige nicht, Gevatter. Dein Vermögen ist zehnmal so groß wie das meinige und du sprichst vom Gelde. So nur, wann wir gehen. Ich habe kein Geld frei, aber diese werde ich es haben.“

Auch Tarasitsch lächelte.

„Sag' mal an, als was für einen reichen Mann du dich hinstellst. Wo wirst du denn das Geld hernehmen?“

„Werde zu Hause zusammenkrachen — werde es irgendetwas schaffen — zehn Vienenstücke trete ich dem Nachbar er bittet schon lange darum.“

„Nachher, wenn der Schwarm gut ist, wirst du's bauen.“

„Bedauern? Nein, Gevatter! Habe im Leben nicht bedauert als meine Sünden. Es giebt nichts Teureres als die Seele.“

„Da hast du recht, aber es kann auch nicht gut sein, wenn im Hause nicht alles in Ordnung ist.“

„Ist's aber auf unserer Seele nicht in Ordnung, da wird's noch schlimmer sein. Wir haben es gelobt — wo wir gehen.“

## 2.

Jeliszej beredete den Genossen. Jessim dachte und dachte, am Morgen kommt er zu Jeliszej.

„Wollen wir gehen,“ sagte er. „Du hast recht. Ist Tod wie Leben waltet Gottes Wille. So lange die Si reicht, muß man gehen.“

In einer Woche waren sie reisefertig.

Tarasitsch hatte Geld zu Hause. Er nahm sich hundert und neunzig Rubel auf den Weg, zweihundert ließ er Alten nach.

Auch Zeliszej hatte sich fertig gemacht. Zehn Bienenstöcke samt der Buzucht waren für siebenzig Rubel dem Nachbar überlassen worden; dreißig Rubel setzte er im Hause zusammen: die Alte gab ihm ihr Letztes, das sie für ihre Verdingung aufgespart hatte, auch die Schwiegerkondyter gab, was sie besaß.

Alle Arbeiten hatte Zesim Tarasitsch seinem ältesten Sohne anvertraut: wo und wie viel Hon zu schaffen wäre, wohin man den Dünger führen, wie man das Haus fertig stellen und bedecken sollte. Jede Sache hatte er überlegt und alles angeordnet.

Zeliszej trug nur der Alten auf, die junge Brut in den verkauften Bienenstöcken besonders zu sehen und an den Nachbar ohne Übervorteilung abzuliefern. Von den häuslichen Geschäften sang er gar nicht zu reden an: sie wird ja selbst sehen, was und wie es zu machen ist.

Man backte Glaben, man nähte Stüke und schnitt neue Fußlappen, sie zogen neue Bauernschuhe an, nahmen zum Vorrat Basschuhe und gingen. Die Ahrigen begleiteten sie ein Stükl Weges und verabschiedeten sich.

Zeliszej war heiteren Mutes; als das Dorf hinter ihm lag, vergaß er alle Geschäfte. Er dachte nur daran, wie er es dem Gefährten recht machen, leinem ein großes Wort sagen, in Frieden und Eintracht zum Ziele kommen und dann nach Hause zurückkehren sollte. Entweder stillstert er im Gehen ein Gebet oder sagt ein Stükl aus dem Leben der Heiligen auf. Treffen sie auf dem Wege mit irgendeinem Menschen zusammen oder kommen sie in das Nachtlager — mit jedem sucht er freundlich zu verkehren und ihm ein Herzliches Wort zu sagen. Er geht — und freunt sich. Eins konnte Zeliszej nicht entbehren: er wollte nicht mehr schnupfen, weshalb er die Dose aus Birkenrinde zu Hause gelassen hatte; aber es fehlte ihm etwas. Unterwegs erhielt er ein wenig Tabak zum Geschenk; von Zeit zu Zeit

bleibt er hinter dem Genossen zurück, um ihn nicht Sünde zu verleiten, und schnupft.

Auch Jesim Tarasitsch schreitet gut, er thut Schlimmes und spricht nichts Wichtiges; aber es fehlt die Leichtigkeit auf der Seele. Die Sorge um das Aawesen kommt ihm nicht aus dem Kopf. Immer bedenkt was jetzt wohl zu Hause geschieht; ob er nicht verheiratet hat, etwas dem Sohne zu sagen, ob der Sohn auch recht thut wird. Sieht er unterwegs, daß man Karren säet oder Mist fährt, immer muß er an sein Haus und an seinen Sohn denken. Es kitzelte ihn, umzufragen — gern hätte er Anweisung gegeben und selber ausgeführt.

## 3.

Die Alten gingen bereits fünf Wochen, hatten die bastischeu zertragen und mußten sich neue kaufen; und kamen zu den Kleinrussen. Bisher hatten sie jeden für Nachtlager und Mittagbrot gezahlt. Bei den Kleinrussen hingegen überboten sich die Leute, sie aufzunehmen, befielen sie zur Nacht, gaben ihnen zu essen und nahmen kein Geld von ihnen, legten ihnen für den Weg und auch Gladen in den Sack. So hatten die Alten guten siebenhundert Werst zurückgelegt, waren noch dem Gouvernement gegangen und kamen in eine von der ernte heimgesuchte Gegend. Die Leute nahmen sie zu sich und ließen sich kein Geld für das Nachtlager zahlen, reichten ihnen nichts zu essen. Nicht einmal Brot gab man überall, manchmal war es für Geld nicht zu bekommen. Im vorigen Jahr, erzählte das Volk, war nichts geerntet. Die Reichen waren ruiniert, hatten alles verkauft und mußten, wie die sonst selbstlich lebten, verarmten völlig; und die Armen sind entweder fortgezogen oder betteln oder schlagen irgendwie im Hause durch — im Winter aßen sie Kartoffeln und Melbe.

Die Alten nährigten einst in einem Flecken, kauften

fünfzehn Pfund Brot und machten sich vor dem Morgensrot auf, um vor der Hitze fortzukommen. Mit zehn Werst waren sie gegangen, als sie an ein Flüsschen kamen; sie ließen sich nieder, schöpften Wasser in ein Näpichen, brockten Brot hinein, aßen und wechselten die Fußlappen. Zeliszej holte seine Dose hervor, worüber Jessin Tarasitsch den Stropf schüttelte.

„Weshalb solchen Unrat nicht fortwerfen?“

Zeliszej wehrte mit der Hand ab.

„Die Sünde hat mich überwältigt,“ sagte er. „Was ist da zu machen?“

Nachdem sie sich erholt hatten, gingen sie weiter. Als sie noch etwa zehn Werst zurückgelegt hatten, gingen sie durch ein großes Dorf. Es wurde heiß. Zeliszej fühlte sich ganz abgemattet, er wollte sich anruhen und trinken, aber Tarasitsch ging weiter. Tarasitsch ist im Gehen fester und es wurde Zeliszej schwer, sich ihm nachzuschleppen.

„Hätte gern getrunken,“ stöhnte er.

„Trinke doch. Ich mag nicht.“

Zeliszej blieb stehen.

„Warte nicht auf mich. Ich gehe nur in die Hütte, um zu trinken. Schnell hole ich dich ein.“

„Gut.“

Und Jessin Tarasitsch ging allein auf dem Wege. Zeliszej schritt auf die Hütte zu.

Die Hütte ist klein, unten schwarz gestrichen, oben weiß, aber die Lehmfarbe hat sich schon ganz abgeschält. Der Eingang ist vom Hofe. Zeliszej tritt in den Hof, er sieht einen bartlosen mageren Menschen liegen, das Heind in die Dose gesteckt, wie es bei den Kleinrussen üblich ist. Der Mensch hatte sich wohl in die Kühle gelegt, aber die Sonne schien gerade auf ihn und er liegt und schläft nicht. Zeliszej ruft ihn an und bittet um Wasser, aber der Mensch antwortet nicht. Der ist krank oder unfremdblich, denkt Zeliszej und

geht zur Thlr. In der Hölle hört er zwei Kinder weinen. Er klopft.

„Wirtskente!“

Man antwortet ihm nicht. Er klopft zum zweitenmal.

„Christen!“

Man rührt sich nicht.

„Knechte Gottes!“

Man antwortet nicht. Seliszej wollte fortgehen, da aber jemand hinter der Thlr. stehen. Ist ein Unglück den Leuten geschehen? Man muß nachsehen. Und Seliszej ging in die Hölle.

## 4.

Sie war nicht verschlossen. Seliszej ging durch Hausflur und trat in die Stube. Links ist der Ofen rechts, im Vorderwinkel, steht der Heiligenschein und Tisch, hinter dem Tisch steht die Bank. Auf der Bank nur mit einem Hemde bekleidet, sitzt eine Alte, ihr Kopf lehnt auf dem Tisch. Neben sich hat sie einen magern Jungen, er sieht wie aus Wachs aus, der Leib ist dünn, er knipst die Alte am Armel, weint und bittet. Eine sehr Pußt ist in der Hölle. Seliszej steht: hinter dem Ofen Verschlage liegt ein Weib.

Als sie den fremden Mann sah, hob die Alte Kopf auf.

„Was brauchst du?“ fragte sie kleinrussisch. „Was brauchst du? Wir haben nichts, Mensch.“

Seliszej verstand, was sie sagte, und trat näher.

„Ich bin gekommen, um zu trinken, Magd Gott sagte er.“

„Niemand ist da, um Wasser zu holen. Bei uns auch nichts zu nehmen. Geh' du selbst.“

„Ist denn kein Gesunder bei euch, um nach der Pflanze aufzuräumen?“

„Keiner. Der Mann stirbt auf dem Hof und wir h-

Der Knabe war still geworden, als er den Fremden sah. Wie jedoch die Alte zu sprechen begann, ergriff er sie wieder am Armel und flehte:

„Brot, Großmutter! gib Brot!“

Und wieder begann er zu weinen.

Eben wollte Jelszej die Alte weiter fragen, als der Bauer sich in die Hölle schob; er tappte sich an der Wand weiter, wollte sich auf die Bank setzen, traf aber nicht und fiel auf die Erde. Er erhob sich nicht und stammelte — ein Wort bringt er hervor, holt Atem, dann ein anderes.

„Die Krankheit,“ sagt er, „hat uns befallen . . . und wir sind hungrig. Da . . . stirbt vor Hunger . . .“

Er zeigt auf den Knaben und weint.

Jelszej wirft den Sack von der Schulter auf die Bank, blüdet ihn auf, holt Brot und das Messer heraus, schneidet eine Scheibe ab und reicht sie dem Bauer. Der Bauer nahm das Brot nicht, zeigte aber auf den Knaben. Der hatte schon beide Händchen ausgestreckt — und mit beiden Händchen griff er zu und fuhr mit dem ganzen Gesicht in die Scheibe. Vom Ofen kroch ein Mädchen herunter und starrte auf das Brot. Auch der Kleinen gab Jelszej. Er schnitt noch eine Scheibe ab und gab sie der Alten; auch die Alte nahm das Brot und kante.

„Man müßte Wasser holen,“ sagte sie. „Der Mund ist ihnen ganz eingetrocknet. Ich wollte — gestern oder heut, ich weiß es nicht mehr — Wasser schöpfen; herausgezogen hab' ich's; aber ich konnte es nicht schleppen — es goß sich aus — und ich fiel. Mit Mühe kroch ich nach Hause. Auch der Cimer ist da gekleben — wenn ihn niemand genommen hat.“

Jelszej fragte nach dem Brunnen. Die Alte wies ihn an. Er ging hinaus, fand den Cimer, brachte Wasser und gab den Menschen zu trinken. Die Kinder aßen noch Brot, tranken Wasser, auch die Alte aß, aber der Mann wollte nicht essen.



„Ich kann nicht, es widersteht mir,“ sagte er.

Das Weib im Verschlage warf sich noch immer hin und her. Seltsam ging ins Dorf, kaufte Hirse, Salz, Mehl, suchte das Well auf, hatte Holz und heizte den Ofen. Die Mädchen half ihm. Er kochte eine Suppe und Grütze, gab den Leuten zu essen.

## 5.

Der Bauer aß ein wenig, die Alte aß. Das Mädchen und der Knabe leckten den ganzen Napf aus und legten umschlungen schlafen.

Der Bauer und die Alte erzählten, wie sich alles ihnen begeben hatte.

„Wir lebten auch bis dahin kärglich,“ sagten sie. „Aber nun ist nichts geblieben. Vom Herbst an begannen wir zu hungern, was da war. Als wir alles aufgezehrt hatten, fragten wir bei Nachbarn und guten Leuten. Erst gaben sie, dann schlugen sie die Bitte ab. Manche wären bereit, zu geben — aber sie haben selbst nichts. Und da schämten wir uns zu fragen; allen waren wir schuldig: Salz und Mehl und Brot.“

„Ich suchte Arbeit,“ erzählte der Mann. „Aber es gab keine Arbeit. Überall bieten sich die Leute für das tägliche Brot zur Arbeit an. Einen Tag arbeitest du und am nächsten Tage gehst du und suchst Arbeit. Die Alte machte sich dem Mädchen an, sie gingen betteln. Ein geringes Almosen — selber hat Brot. Immerhin näherten wir uns irgendetwas, bis zur neuen Frucht dachten wir uns durchzuschlagen. Aber vom Frühjahr ab hat man aufgehört, Almosen zu geben, und da hat die Krankheit uns befallen. Es war ganz schlecht. Einen Tag aßen wir, und zwei Tage nicht. Wir fingen an, Gras zu essen. War's vom Grase oder kam es sonst irgendwie, mein Weib bestiel die Krankheit. Sie legte sich, auch ich habe keine Kraft. Und nichts ist da, daß wir uns erholen könnten.“

„Ich allein,“ ergänzte die Alte, „hielt mich aufrecht, aber ohne Nahrung habe ich meine Kräfte ausgegeben, ich bin ganz geschwächt. Auch die Kleine ist geschwächt, und schlaffen ist sie geworden. Man schickt sie zu den Nachbarn, sie will nicht gehen --- verkriecht sich in die Ecke und geht nicht. Vorgestern kam die Nachbarin, wie sie aber die Sungrlgen und die Kranke sah, ging sie schnell wieder fort. Bei ihr selbst ist's schlimmer: der Mann ist fortgegangen und sie hat nichts, die kleinen Kinder zu stillern. So lagen wir und erwarteten den Tod.“

Wie Zeliszej diese Aeden hörte, veränderte er seinen Entschluß, an demselben Tage den Gefährten einzuholen. Er blieb zur Nacht. Als er am anderen Morgen aufgestanden war, nahm er die Arbeit im Hause vor, als ob er selbst der Besitzer wäre. Mit der Alten rührte er Teig ein und heizte zum Backen den Ofen; in Begleitung des Mädchens ging er zu den Nachbarn, um das Nötigste für die Wirtschaft zu leihen — denn es fehlte alles, die nöthigsten Geräthe, die nöthigste Kleidung waren fortgeschafft worden. Und Zeliszej schaffte an, was sich nicht entbehren ließ, manches machte er selbst, manches kaufte er. So blieb er einen Tag, blieb auch den anderen, blieb den dritten Tag. Der Kleine erholte sich, spielte auf der Bank und schmachtete sich an Zeliszej. Und das Mädchen wurde ganz heiter und war in allen Dingen ihm zur Hand. Sumner ist sie um Zeliszej: Großvater! Großväterchen! Die Alte erholte sich gleichfalls und ging zur Nachbarin. Auch der Bauer hielt sich aufrecht und schleppte sich an der Wand weiter. Nur das Weib lag noch im Verschlage, aber auch sie kam am dritten Tage zu sich, aß und fragte. Ich dachte nicht, so viel Zeit zu veräumen, meint Zeliszej, jetzt will ich gehen.

# G.

Am vierten Tage begann die Zeit nach den Petersfasten, und Zeliszej denkt: will mit den Lenten essen und ihnen

etwas für den Feiertag kaufen. Gegen Abend gehe ich, ging wieder in das Dorf, kaufte Milch, Weizenmehl, Es wurde gekocht und gebacken. Am Morgen ging er zur Messe, kam zurück und aß mit den Leuten. An den Tagen stand auch das Weib auf, es konnte langsam gehen. Und der Bauer rastete sich, zog ein reines Hemd an. Die Alte hatte es ihm ausgewaschen, und ging in das Haus zum reichen Bauern, um ihn gnädig zu stimmen. Der Schlag und Ackerfeld waren bei dem Bauer versetzt. Er ging er denn, zu bitten, ob er ihm nicht bis zur nächsten Frucht Henschlag und Ackerfeld zurückgeben wollte. Er kehrte der Bauer abends heim und weinte. Der Bauer wollte von Gnade nichts wissen, er sagte: Bringe Geld.

Wieder wurde Jeliszej nachdenklich. Wie sollen sie leben? denkt er. Die anderen werden mähen — und haben nichts: der Henschlag ist verpfändet. Der Bauer wird zur Messe kommen — und andere bringen ihn ein. Er ist gut gediehen — sie aber haben nichts zu erwarren. Ihre Desjattine ist dem reichen Bauer versallen. Geschick fort, so kommen sie wieder herunter. Und Jelisjejs Danken waren geteilt und er ging nicht am Abend und es bis zum Morgen. Er ging auf den Hof, um zu schlafen. Er betete, legte sich nieder, vermochte aber nicht einzuschlafen. Er muß er — viel Zeit und Geld hat er schon verloren — und die Rente thut ihm leid. Aber man kann nicht helfen. Ich wollte ihnen ja nur Wasser holen und Scheibe Brot reichen, und es ist viel mehr geworden. Ich kaufe ihnen Henschlag und Acker aus, und hast du den Knecht ausgelöst, so mußt du auch den Kindern eine Kuh kaufen und dem Bauer ein Pferd, um die Garben einzubringen. Hast dich ganz verwickelt, Bruder Jeliszej Ansmitsch. Jetzt tappst du hin und her, weißt nicht rechts noch links. Er erhob sich, faltete den Kasten auseinander, auf welchem sein Kopf gelegen, holte sich die Dose und schnupfte —

Schnupfen sollte ihm die Gedanken klären, was aber nicht geschah. So viel er auch dachte, er dachte nichts Neues ans. Gehen muß er, und die Leute thun ihm leid. Was er beginnen soll, weiß er nicht. Er legt sich wieder hin, den zusammengerollten Kasten unter dem Kopf. Er lag und lag — schon hatten die Hähne gekräht — eublich brünstete er ein. Plötzlich ist's ihm, als habe ihn jemand geweckt: er steht sich selbst, reisefertig mit Sack und Stab, er will durch die Pforte gehen und die Pforte ist nur so weit aufgelassen, daß er sich durchzwängen muß. Und er zwängt sich durch die Pforte, haßt an einer Seite mit dem Sack an, und wie er sich losmachen will, haßt er an der anderen Seite mit dem Fußlappen an, und der Fußlappen hindert sich auf. Er giebt sich Mühe, freizukommen — aber siehe, es ist nicht das Geslecht, das ihn aufhält, sondern das Mädchen, das ihn hält und ruft: Großvater! Großväterchen! gib Brod! Er blickt auf seinen Fuß: an dem Fußlappen hält ihn der Kleine. Aus dem Fenster schauen die Alte und der Bauer. Jellisej wachte auf und sprach laut zu sich selbst: Morgen werde ich Acker und Heuschlag anlösen, werde ein Pferd kaufen und stlr die Kinder eine Kuh. Gehst du übers Meer, Christus zu suchen, so kannst du ihn in dir selbst verlieren: den Leuten muß geholfen werden! Und Jellisej schlief bis zum Morgen, wachte früh auf und ging zu dem reichen Bauer, er kaufte den Acker aus und gab auch das Geld stlr den Heuschlag. Er erstand eine Sense — sogar die Sense hatten sie verkauft! — und brachte sie dem Bauer. Er hieß ihn sogleich mähen. Und er selbst ging im Dorfe umher und erhandelte bei dem Schenkwirt ein Pferd und einen Wagen. Darauf machte er sich weiter auf, um eine Kuh zu kaufen. Wie er die Straße entlang geht, holt er zwei Bäuerinnen ein. Sie gehen vor ihm und unterhalten sich. Und er hört, daß sie über ihn sprechen.

„Anfangs,“ sagte das eine Weib, „begriff sie gar nicht,

was das für ein Mensch ist, sie hielt ihn für einen gewöhnlichen Pilger. Er kam, um zu trinken, und blieb da. Alles hat er ihnen gekauft, sagen sie. Ich hab's selbst gesehen, wie er hent beim Schenkwirt Pferd und Wagen erstand. Sieht's doch auf der Welt solche Menschen! Will hier, um nachzuschauen."

Wie Zeltsej merkte, daß man ihn lobte, beschloß er, die Kuh lieber nicht zu kaufen. Er kehrte zu dem Schenkwirt zurück, erlegte den Kaufpreis, spannte das Pferd vor den Wagen und fuhr zur Hütte. Er kam an die Pforte, hielt an und stieg ab. Die Leute sahen das Pferd und wunderten sich. Und sie vermuteten, daß er dasselbe für sie gekauft, wagten es indes nicht zu sagen. Der Bauer trat herans, um die Pforte aufzumachen.

"Woher hast du das Pferd, Großväterchen?" fragte er.

"Hab's gekauft, erstand's billig. Mähe ihm Gras zur Nacht."

Der Bauer spannte aus, mähte eine Tracht Gras und that sie in die Krippe. Man legte sich schlafen. Zeltsej legte sich draußen nieder, wohin er auch seinen Sack gebracht hatte. Als es in der Hütte still war, erhob er sich, zog sich Schuhwerk und Kasten an und ging auf den Weg Jesim nach.

## 7.

Zeltsej war fünf Werst gegangen, es begann zu regnen. Er setzte sich unter einen Baum, um sein Geld zu zählen. Es blieben ihm siebenzehn Rubel und zwanzig Kopeken. Nun, denkt er, mit diesem Gelde kommst du nicht übers Meer; und in Christi Namen dazu zu betteln, das möchte für mich eine größere Sünde sein. Gvatter Jesim wird auch allein hinkommen und für mich ein Licht aufstellen. Und auf mir wird das Geldbündel bis zum Tode lasten. Der Meister ist gütig und wird Geduld haben.

Zeltsej stand auf, warf den Sack über und ging zurück.

Damit er von den Menschen nicht erspäßt würde, umging er das Dorf. Und bald erreichte er sein Heim. Als er mit Jesum gegangen war, wie schien ihm der Weg so schwer! Manchmal ging's fast über seine Kräfte, als er sich hinter dem Gefährten schleppte. Als er aber zurück ging, gab es ihm Gott, daß er keine Müdigkeit spürte. Er geht spielend, setzt leicht den Stab ein, an siebzig Werst macht er am Tage.

Jesijes kam nach Hause. Die Ernte war bereits eingebracht. Die Seinigen freuten sich über die Rückkehr ihres Asten. Sie fragten ihn aus: wie und was, warum er sich vom Genossen getrennt, warum er, ohne das Ziel erreicht zu haben, nach Hause gekommen.

„Gott hat's nicht gewollt, verlor unterwegs das Geld und kam vom Genossen ab. So konnte ich denn nicht weiter. Verzeiht mir nun Christi willen.“

Und er gab der Asten das übriggebliebene Geld und fragte nach den häuslichen Angelegenheiten. Alles fand sich in Ordnung, nichts war vernachlässigt, sie hatten in Frieden und Eintracht gelebt.

Jesius Familie erfuhr am selben Tage von seiner Ankunft und fragte nach ihrem Asten.

„Euer Asten ist wohlgemut gegangen, drei Tage vor Sankt Peter kamen wir ansehnander, ich wollte ihn einholen, aber mir ging manches quer: habe mein Geld verloren. Wie sollte ich weiterkommen? Da kehrte ich um.“

Die Leute wunderten sich, daß ein so kluger Mann sich so dumm hatte benehmen können — war gegangen und nicht angekommen, nur Geld hatte er verthan. Sie wunderten sich darüber und dann vergaßen sie es. Auch Jesijes dachte nicht weiter darüber, rüstig griff er seine Arbeit an: schaffte mit Hilfe des Sohnes das Holz für den Winter herbei, brosch mit den Weibern, deckte die Scheuer und besorgte die Viehensstoffe. Zehn Stücke samt der Zuzucht gab er dem Nachbar. Die Aste wollte wegen der Zuzucht nicht recht

mit der Sprache heraus, Zesisej aber wußte, was dem Nbar zukam: Statt zehn siebzehn Stücke. Als alles ber war, schickte er den Sohn auf Arbeit. Er selbst machte an seine Winterarbeit: flocht Basisschuhe und hüllte Bierstücke aus.

## 8.

Den ganzen Tag, als Zesisej in der Hütte bei kranken Leuten blieb, erwartete ihn Zesim. Er war ein wenig gegangen und hatte sich dann gesetzt, wartete, schlief ein, wachte auf, saß noch eine Weile — Gefährte ist nicht da. Zesim guckt sich die Augen an. Schon ist die Sonne hinter dem Baum verschwunden. Zesisej ist nicht da. Ob er nicht vorüber ging? denkt. Oder er fuhr vorbei — jemand hat ihn auf dem Wamitgenommen — während ich schlief, und bemerkte nicht. Aber er mußte mich doch gesehen haben. In der Steppe läßt sich's weit sehen. Ich könnte zurück gehen, aber vielleicht geht er inzwischen vorwärts. Wir verfeh'n uns — und dann ist's noch schlechter. Besser ich gehe weiter, in der Herberge treffen wir zusammen.

Als er ins Dorf kam, hat er den Schulzengehilfen, wie ein altes Männchen einträfe, dasselbe in die Hütte zu führen, wo er zur Nacht blieb. Zesisej aber kam nicht. Zesim seinen Weg fort, fragte alle, ob sie nicht einen Kahlköpfh alten gesehen hätten. Keiner hatte ihn gesehen. Zesim wunderte sich und ging allein. Wir treffen zusammen, da er, irgendwo in Odessa oder auf dem Schiff. Und er darf nicht mehr darüber.

Unterwegs traf er mit einem Pilger zusammen. Der Pilger trug Rappchen und Kutte, sein Haar war lang. Den Berg Athos hatte er besucht und jetzt ging er zum zweitenmale nach Jerusalem. Sie waren in der Herberge zusammen gekommen, ließen sich in ein Gespräch ein und gingen gemeinsam.

Wohlbehalten langten sie in Odeffa an und warteten drei Tage auf Abgang des Schiffes. Mit ihnen warteten viele Pilger aus verschiedenen Gegenden. Wieder forschte Zesim nach Jesif — keiner hatte ihn gesehen.

Der Pilger beehrte Zesim, wie man es anzustellen habe, namentlich auf dem Schiff überzufahren. Zesim aber hörte nicht auf ihn.

„Ich will lieber das Geld abgeben,“ sagte er. „Dazu habe ich es mitgenommen.“

Für die Fahrt hin und zurück zahlte er vierzig Rubel, kaufte sich Brot und Gerichte für die Reise und bestieg mit dem Pilger das Schiff. Die Anker wurden gelichtet. Am ersten Tage ging die Reise vortrefflich, gegen Abend jedoch erhob sich ein Wind, es regnete, das Schiff schaukelte und wurde von Wellen überflutet. Die Männer schimpften, die Weiber schrien; schwächere Männer liefen hin und her und suchten sich Platz. Auch über Zesim kam Angst, aber er ließ es sich nicht anmerken: wie er sich beim Betreten des Schiffes auf den Boden gesetzt hatte, neben alten Rentern aus dem Tambowschen Gouvernment, so saß er die ganze Nacht und den ganzen folgenden Tag; sie hielten ihre Säcke fest und sagten nichts. Am dritten Tage wurde es still. Am fünften Tage landete man in Konstantinopel. Einige Pilger ließen sich an das Ufer setzen und gingen in die Sophienkirche, welche jetzt die Türken besitzen. Tarasitsch war auf dem Schiff geblieben. Nach vierundzwanzig Stunden fuhr man weiter, legte bei der Stadt Smyrna an, bei der Stadt Alexandria, und kam wohlbehalten bis zur Stadt Saffa. In Saffa wurden die Pilger ausgeschifft: noch blieb ein Marsch von sechzig Werst bis Jerusalem. Bei der Ausschiffung drängten sich die vielen Menschen auf dem Schiff zusammen. Das Schiff ist hoch, und vom Schiff herunter in das Boot läßt man die Menge; und das Boot schaukelt; jeden Augenblick kann ein Mensch ins Wasser fallen. Zwei Menschen wurden durchnäßt, doch kamen alle wohlbehalten



aus Land. Sie gingen zu Fuß und gelangten am vierten Tage nach Jerusalem. Sie blieben vor dem Thore russischen Hospiz, nahmen ihre Erlaubnißscheine, aßen Mittag und machten sich auf nach den heiligen Stätten. In die Grabkapelle des Herrn fanden sie noch keinen Licht. Zur Frühmesse gingen sie in das Patriarchenkleinbeteten und stellten Lichte. Von außen betrachteten sie Tempel der Auferstehung, welcher den Sarg des Herrn birgt; derselbe ist so verbaut, daß man ihn schwer finden kann. Am ersten Tage besuchten sie nur die Zelle ägyptischen Maria, wo sie Seelenheil suchte. Sie stellten Lichte und ließen ein Dankgebet lesen. Zeitig wollten die Messe besuchen am Grabe des Herrn, aber es war bereits zu spät. Sie gingen in das Kloster Abrahams sahen die Stätte, wo Abraham seinen Sohn für ein Opfer opfern wollte. Dann besuchten sie die Stätte, wo Christus der Maria Magdalena erschienen war; dann die Stätte Jakobs, des Bruders des Herrn. Alle Stätten zeigte Pilger und überall wies er an, wie viel Geld man mitbringen und wo man Lichte stellen sollte. Wieder kehrt sie in das Hospiz zurück. Als sie eben sich niederlegen wollten, fuhr der Pilger erschreckt auf, durchsuchte seine Kleidung, durchstöberte alles . . .

„Man hat mir meinenbeutel gestohlen — dreißig Rubel waren darin — zwei Behrunbelscheine drei Rubel in kleiner Münze.“

Er bedauerte, er jammerte. Was war zu thun? Legten sich schlafen.

## 9.

Als Jesum sich schlafen gelegt hatte, kam eine Versuchung über ihn. Man hat den Pilger nicht bestohlen, denkt ihm scheint es, derselbe habe gar kein Geld gehabt. Und gend hat er etwas dargebracht. Mich ließ er zahlen, selbst gab nichts und hat bei mir einen Rubel genommen

So denkt Zesim und macht sich Vorwürfe: was soll ich einen Menschen verdammen, ich begehe eine Sünde, ich will nicht weiter daran denken. Aber er erinnert sich immer wieder, wie der Pilger auf Geld ein Auge hat und daß es gar nicht glaublich scheint, man habe ihm den Beutel gestohlen — er hatte kein Geld. Es ist nur Gesinneter.

Am Morgen gingen sie zur Frühlmesse in die große Auferstehungskirche zum Grabe Christi. Der Pilger läßt von Zesim nicht ab, er geht mit ihm zusammen.

Welches Gewoge von Menschen der verschiedensten Völker um die Kirche! Russen und Griechen und Armenier und Türken und Syrier, eine unabsehbare Menge. Zesim kam mit all dem Volke zu der heiligen Pforte, ging bei der türkischen Wache vorbei zu der Stätte, wo Christus vom Kreuze genommen und gefoltert wurde und wo jetzt neun große Leuchter brennen. Er stellte ein Licht. Dann führte ihn der Pilger die Stufen hinauf rechter Hand nach Golgatha auf die Stelle, wo das Kreuz stand; Zesim verrichtete seine Nacht. Man zeigte ihm die Spalte, wo die Erde bis zur Unterwelt sich aufgethan, zeigte ihm jene Stelle, wo man Hände und Füße des Herrn mit Nägeln an das Kreuz geschlagen, zeigte ihm Adams Grab, wo Christi Blut auf dessen Gebieth floß. Man kam zu dem Stein, wo Christus gegessen, als man ihm die Dornenkrone aufsetzte; zum Pfahl, an welchem man ihn gebunden, als man ihn geißelte. Dann sah Zesim den Stein mit den zwei Löchern für die Füße Christi. Man wollte noch mehr zeigen, aber das Volk drängte: alle beeilten sich, zur Grabkapelle zu kommen, zur Gruft des Herrn. Die fremde Messe hatte aufgehört, es begann die rechtläubige. Zesim ging mit dem Volk zur Kapelle.

Er wollte sich von dem Pilger losmachen, der ihm nicht rechtlich schien, aber derselbe läßt nicht von ihm ab, und so gehen sie gemeinsam zur Gruft des Herrn. Sie wollen nach vorn treten, kommen indes nicht durch die Menge,

welche schiebt und drängt, so daß weder nach vorn noch nach rückwärts ein Durchweg bleibt. Jessim blickt nach vorn und verrichtet seine Andacht, hin und wieder besißt er sich, ob seinbeutel noch da sei. Seine Gedanken sind geteilt: erstens denkt er — der Pilger betrügt ihn; zweitens denkt er — hat er nicht betrogen, ist er in Wirklichkeit bestohlen, daß es ihm selbst ebenso ergehen könnte.

## 10.

So steht Jessim, betet und blickt nach vorn in die Stape, wo über dem Grabe sechsunddreißig Lampen brennen; und er blickt über die Köpfe, welche ein Wunder! Gerade unter den Lampen, als vorderster von allen, steht ein alter Mann in graulichem Rastan, die Glase überleuchtet den ganzen Kopf wie bei Jeliszej Bobrow. Er ist Jeliszej ähnlich, denkt er, aber er kann es ja nicht sein. Vor mir konnte er nicht herkommen, eine Woche vor uns war das letzte Schiff abgegangen — und auf unserem Schiff befand er sich nicht. Ich habe alle Pilger gesehen.

Der Alte verrichtete seine Andacht und verneigte sich dreimal: einmal nach vorn vor Gott und dann vor den Heiligen nach beiden Seiten; und wie er den Kopf nach rechts wendete, erkannte ihn Jessim. Er ist es, Bobrow selbst! Das schwarze lockige Wärtchen, an den Wangen grauend, und die Augenbrauen und die Nase und das ganze Gesicht — es ist Bobrow! Er ist es selbst, Jeliszej Bobrow!

Jessim freute sich, daß er den Gefährten gesunden und lebend wiederwunderte sich zugleich, wie Jeliszej vor ihm angekommen war.

Ei, Bobrow, denkt er, wie er ganz nach vorn gekommen ist! Er wird mit einem zusammengetroffen sein, der ihn geführt hat. Am Ausgange finde ich ihn sicherlich. Mein Pilger in der Kutsche werde ich verlassen und dann gehe ich mit Jeliszej; vielleicht bringt er mich auch nach vorn.

Und immer blickte Jessim hin, um Jeliszej nicht aus dem

Augen zu verlieren, aber die Messe war vorüber, die Pilger drängten zum Heiligtum, um es zu küssen, und stießen Jesum zur Seite. Wieder faßte ihn Angst an um seinen Geldbeutel. Er drückte eine Hand an den Beutel und suchte sich durchzuzwängen. Aus dem Gedränge getommen, ging und ging er, suchte und suchte Kelißej. Ohne ihn begegnet zu sein, verließ er den Tempel. Er suchte ihn in den Gassen, aber nirgend fand er ihn. In diesem Abend kam auch der Pilger nicht. Er war verschwunden und hatte auch den Kessel nicht abgegeben. Jesum blieb allein.

Anderen Tages ging er wieder zur Grabkapelle des Herrn in Begleitung eines der Ältesten aus dem Tambowschen Gouvernement, mit dem er auf dem Schiffe gefahren war. Er wollte nach vorn gelangen, aber wieder stieß man ihn zurück und er stellte sich an eine Säule und betete. Er blutete nach vorn — unter den Lampen, dicht am Grabe Christi, auf der vordersten Stelle steht Kelißej, die Arme ausgebreitet wie ein Priester am Altar, und seine Glorie leuchtet über den ganzen Hof. Jetzt werde ich ihn nicht außer Acht lassen, denkt Jesum. Es gelang ihm, sich nach vorn zu drängen — Kelißej ist nicht da.

Auch am dritten Tage ging Jesum zur Messe, und wieder steht er: an der allerheiligsten Stelle, allen sichtbar, steht Kelißej, die Arme ausgebreitet, und blickt nach oben, als ob er etwas über sich sähe; und die Glorie überleuchtet den ganzen Hof. Nun, denkt Jesum, jetzt werde ich ihn nicht übersehen, ich will mich am Ausgange hinstellen; wir kommen nun schon nicht mehr aneinander. Jesum ging hinaus und wartete, bis alles Volk vorüber gegangen war — Kelißej ist nicht dabei.

Sechs Wochen blieb Jesum in Jerusalem und besuchte die heiligen Stätten, war in Bethlehem und in Bethanien und am Jordan, am Grabe Christi ließ er ein neues Hemd abstempeln, um in diesem Hemde begraben zu werden; er nahm sich Erde, Richte von den heiligen Stätten, füllte

eine Flasche mit Wasser aus dem Jordan, gab sein Geld aus und befiel nur einen kleinen Rest für den Heimweg. Er machte sich auf die Reise, kam bis Jassa, fuhr auf den Schiff nach Odeffa und ging zu Fuß nach Haus.

## 11.

Jesim geht allein denselben Weg. Je weiter er kam, je mehr befiel ihn die Sorge, wie man zu Hause ohne ihn lebe. Viel Wasser, denkt er, fließt in einem Jahr. Will das Haus sammeln, du dein ganzes Leben lang, aber ein Haus zu zerstören, währt nicht lange. Wie mag der Sohn verwaltet haben — wie ließ sich der Frühlings an — wie hat das Vieh überwintert — ob das Haus, wie ich es an gegeben, fertig gebaut ist? Er kommt an die Stelle, wo er im vorigen Jahre von Jelsiej sich getrennt hatte. Die Menschen waren nicht wiederzuerkennen. Vor einem Jahr im Elend, und jetzt lebten sie anständlich. Die Frucht auf dem Felde war trefflich gediehen. Alle erholten sich und vergaßen das frühere Leid. Als Jesim in das Dorf kam sprang aus einer Hütte ein kleines Mädchen im weißen Hemd.

„Großväterchen! Großväterchen! Kehre bei uns ein.

Jesim wollte vorübergehen, aber das Mädchen ließ ihn nicht weiler, ergriff ihn am Kleide, zog ihn in die Hütte und lachte.

Auch die Bäuerin und ein Junge waren auf die Vor-  
treppe getreten und winkten.

„Kehre bei uns ein, Großväterchen, iss Abendbrot und bleibe zur Nacht.“

Jesim trat ein. Ich werde nach Jelsiej fragen, denkt er. Diese Hütte war's ja wohl, in welche er ging, um zu trinken. Die Bäuerin nahm ihm den Sack ab, reichete ihm Waschwasser und hieß ihn sich an den Tisch setzen. Dann brachte sie Milch, mit Quark gefüllte Kuchen und Grilich-Tarasitsch bedauerte sich und lobte die Leute, daß sie die Pilger willkommen hielten.

Die Frau schüttelte den Kopf.

„Wie können wir anders,“ sagte sie. „Ein Pilger lehrte uns das Leben erkennen. Wir lebten gottvergessen und Gott hat uns dafür so bestraft, daß wir alle den Tod erwarteten. Im vorigen Sommer kamen wir so weit, daß wir alle lagen — wir hatten nichts zu essen und waren krank. Und wir würden gestorben sein, aber Gott schickte uns so einen Alten wie du. Mitten am Tage trat er ein, um zu trinken, und sah uns, hatte Mitleid und verwelkte. Er gab uns zu trinken und zu essen und stellte uns auf die Füße und das verpfändete Land löste er aus, Pferd und Wagen kaufte er und ließ sie uns zurück.“

In die Hütte trat eine Alte und unterbrach die Rede der Frau.

„Und wir wissen selbst nicht,“ sagte sie, „war es ein Mensch oder ein Engel Gottes. Alle liebte er, alle bemißte er und ging fort und nannte sich nicht, so daß wir nicht wissen, für wen wir zu Gott beten sollen. Als ob ich es vor mir sähe: ich liege, erwarte den Tod — ein Alter tritt ein, ein einfaches Männchen mit einer Glase, um zu trinken. Was schlenbert solch ein Volk herum? dachte ich Silnderin. Und er nun — was hat er an uns gethan! Wie er uns sah, sofort nahm er den Sack ab, hier auf dieser Stelle, band ihn auf . . .“

Das Mädchen mischte sich ein.

„Nein, Großmutterchen, erst hat er hierher, mitten in die Hütte, den Sack gelegt, dann legte er ihn auf die Bank.“

Und sie stritten und erwähnten alle seine Worte und Thaten: wo er gegessen, wo er geschlafen, was er gethan, was und zu wem er gesprochen.

Zur Nacht kam auch der Bauer mit dem Pferde und erzählte von Jesiſe, wie er bei ihnen gelebt hatte.

„Wäre er nicht zu uns gekommen,“ sagte er, „würden alle in Stunden gestorben sein. Wir lagen in Verzweiflung im Sterben, murrten auf Gott und die Menschen.“

Er hat uns auf die Knie gestellt und durch ihn habe Gott erkannt und Glauben zu guten Menschen bekommen. Christus vergelte es ihm. Bisher lebten wir wie das er hat uns zu Menschen gemacht."

Jesum legt sich nieder. Er kann nicht einschlafen. Er kommt ihm nicht aus dem Sinn, wie er ihn an der besten Stelle dreimal in Jerusalem gesehen hat.

Also hier, denkt er, ist er mir voraus gekommen. Der Herr mein Opfer annahm, ich weiß es nicht – seinige aber hat der Herr angenommen.

Am Morgen verabschiedete er sich von seinen Freunden. Sie gaben ihm Quarktuchen auf die Reise und gaben ihre Arbeit. Jesum schritt seinem Heim zu.

## 12.

Gerade vor einem Jahr war Jesum fortgegangen. Im Frühjahr kehrte er nach Hause zurück.

Am Abend kam er an. Der Sohn war in der Stadt und trat bald angetrunken ein. Jesum fragte ihn um die Stadt und merkte bald, daß der Sohn viel Geld verthan und die Arbeit vernachlässigt hatte. Der Vater zankte, der Sohn wurde grob.

"Hättest dich selbst rühren sollen," rief er. „Du bist fortgegangen, alles Geld hast du mitgenommen und willst jetzt Geld von mir haben.“

Der Alte wurde böse, schlug den Sohn.

Als am Morgen Jesum Taraschisch zum Starosten um den Reiseschein zurückzugeben, kam er bei Kelißejch's Hof vorbei. Kelißejch's Alte stand auf der Vortreppe.

„Sei gegrüßt, Gewatter. Bist du, Herzliebster, behalten gereift?“

Jesum Taraschisch blieb stehen.

„Gott sei Dank," sagte er, „bin hingekommen, deinen Alten verloren, höre aber, daß er nach Hause gekommen ist.“

Und die Alte redete — sie war eine Liebhaberin vom Schwärmen.

„Ist zurückgekommen, Wohltäter, bald nach Mariä Himmelfahrt. Wie waren wir froh, daß Gott ihn heimgebracht hatte! Traurig war es bei uns ohne ihn. Mit der Arbeit geht's ihm nicht recht mehr von der Hand — seine Jahre sind schon vorüber. Aber immerhin ist er das Haupt und mit ihm fühlen wir uns heiterer. Und wie auch der Bursche sich gefreut hat! Ohne ihn, sagt er, ist es wie ohne Licht in den Augen. Traurig, Erschütter, war es uns ohne ihn, wir lieben ihn, und wie lieben wir ihn!“

„Du, ist er jetzt zu Hause?“

„Zu Hause, Liebling, im Bleuengarten, schart die Schwärme zusammen. Der Schwarm war gut, sagt er. So eine Kraft hat Gott den Bienen gegeben, daß der Alte sich an Ähnliches gar nicht erinnert. Nicht die Skinden, sagt er, rechnet Gott an. Tritt ein, Erschütter. Wie wird der Alte sich freuen!“

Kesim ging durch den Hanssür über den Hof in den Bleuengarten zu Kelschej. Kelschej steht ohne Netz, ohne Handschuhe im grauen Kasten unter der Birke, die Hände ausgebreitet, und blickt nach oben, und die Wäse leuchtet über den ganzen Kopsf, wie er in Jerusalem am Grabe des Herrn stand, und über ihn wie in Jerusalem blizt es durch die Birke, über seinen Kopsf haben sich im Splel der Sonnenstrahlen goldene Bienen wie zu einem Kranze gewunden, schwärmen um ihn, aber stechen ihn nicht.

Kelschejs Alte rief ihren Mann.

„Der Gewatter,“ sagte sie, „ist gekommen.“

Kelschej blickt sich um, nimmt vorsichtig die Bienen aus dem Warte und geht frohen Hergens dem Gewatter entgegen.

„Bist wohlbehalten, Gewatter, wohlbehalten, guter Mensch? Hatteft du eine gute Reise?“

„Die Flüße sind gegangen und Wasser habe ich dir aus



dem Flusse Jordan mitgebracht. Komm zu mir, nimm es.  
Aber ob der Herr das Opfer angenommen . . ."

"Nun, Gott sei Dank, gelobt sei Jesus Christ!"

Nach kurzem Schweigen nimmt Jesus die Kleide wieder an.

"Mit den Füssen war ich da," sagt er, "aber ob ich mit der Seele da war, oder jemand anders . . ."

"'s ist Gottes Sache, Gebatter, Gottes Sache."

"Trat auf dem Rückweg in die Hütte ein, wo du zurückgeblieben bist . . ."

Zelisej erschrak.

"'s ist Gottes Sache, Gebatter, Gottes Sache. Komm doch ins Haus, ich werde Honig bringen."

Und Zelisej brach das Gespräch ab und redete von häuslichen Angelegenheiten.

Jesus senkte und sprach weder von den Leuten in der Hütte noch darüber, daß er ihn in Jerusalem gesehen. Und er begriff, daß Gott nur das Opfer wohlgefällig ist, welches wir darbringen durch Liebe und gute Thaten.

---

## Die Kerze.

Verschiedener Art waren die Herrschaften zur Zeit der Leibeigenschaft. Es gab solche, die an Gott und ihre Sterbestunde dachten und Mitleid mit den Menschen fühlten; es gab aber auch solche, welche, ohne übrigens über die Töten böse Nachrede zu halten, nicht besser waren als Hunde. Schlimmer indes konnte keiner sein als die Verwalter, die aus den Leibeigenen hervorgegangen waren. Im Schmutz geboren, dann zum Herrschen erkoren! Gerade sie plackten am meisten.

So ein Gutsverwalter nistete sich im herrschaftlichen Besitz ein. Die Bauern waren in der Frohne. Viel Land war vorhanden, gutes Land, und Wasser und Wiesen und Wälder; für alle hätte es genügt, für den Herrn wie für die Bauern. Aber der Herr stellte als Verwalter einen seiner Leibeigenen aus einem anderen Erbgut an.

Der Verwalter riß alle Macht an sich und setzte sich den Bauern auf den Nacken. Er selbst war verheiratet und Vater von zwei verheirateten Töchtern, hatte sich Geld erworben, konnte also leben ohne Sünde; aber er war neidisch und sank im Sündenpfuhl ein. Sein Übermut begann damit, daß er die Bauern außer der Zeit in den Frohndienst schickte. Er richtete eine Ziegelbrennerei ein, Weiber und Männer ließ er dort arbeiten — und die Ziegel verkaufte er. Um beim Gutsherrn Klage zu führen, gingen die Bauern nach Moskau, drangen aber nicht durch. Der Verwalter aber kam dahinter, daß man über ihn Beschwerde geführt hatte, und wollte sich rächen. Von nun ab wurde das Leben der Bauern noch schlechter. Unter den Bauern

gab es Leute ohne Treue und Glauben: sie machten die Anger, wodurch sie sich und ihren Nächsten schädeten.

Allmählich kam es dazu, daß der Verwalter von den Bauern gefürchtet wurde, als sei er ein wildes Tier. Zieht er durch das Dorf, so verkriechen sich alle vor ihm wie vor einem Wolf, gleichviel wohin, um um ihm nicht vor die Augen zu kommen. Er bemerkt es wohl und erbozt sich noch mehr darüber, daß man ihn flüchtet. Schläge, gekaufte Arbeit --- die Bauern konnten die Qual kaum ertragen.

Es war vorgekommen, daß man Bösewichte solcher Art umbrachte. Die Bauern dachten darüber nach und versammelten sich geheim. Die Mähneren unter ihnen sagten frei heraus: Werden wir noch lange solchen Bösewicht dulden? So einen totzuschlagen ist keine Sünde.

Einnmal, kurz vor Ostern, kamen sie im Walde zusammen. Der Verwalter hatte befohlen, den herrschaftlichen Wald zu säubern. Es war zur Mittagszeit, als sie sich versammelten und redeten.

„Wie sollen wir weiter leben? Er rottet uns mit der Wurzel aus. Weder Tag noch Nacht haben wir Ruhe, nicht wir und nicht unsere Weiber. Ist ihm etwas nicht gelegen, gleich bindet und peitscht er uns. Von seinen Hieben ist Semsjon gestorben; und welche Qual mußte Knisima im Block erdulden! Was warten wir länger! Heut Abend wird er herkommen. Ist er wieder niederträchtig, reißen wir ihn vom Pferde - ein Hieb mit dem Beil und die Sache hat ein Ende. Wie ein Hund wird er verscharrt - weg ist er. Nur eine Bedingung: alle stehen für einen, keiner spielt den Verräter.“

So rebete Wasilij Minasjew. Der hatte die meiste Wut auf den Verwalter. Jede Woche peitschte ihn derselbe, hatte ihn die Frau abspenstig gemacht und zu sich als Knecht genommen.

Am Abend kam der Verwalter geritten. Sofort schimpfte

die Bäume nicht auf die rechte Weise. Zuunter den gefälltten Bäumen eine kleine Linde, nicht besohlen, Linden zu fällen," schrie er. Linde gefällt? Sprecht! Schnell! Oder ich den."

aus, in dessen Reihe die Linde gestanden.

Esidor. Der Verwalter packte ihn, schlugt blutig. Auch Wasiſij peitschte er, weil er zu klein fand. Dann fuhr er nach Hause. sammelten sich am Abend die Bauern und zu reden:

er -- nicht Menschen, sondern Sperlinge. vollen wir stehen -- kommt's aber zur Sache, . Ganz so war's, als die Sperlinge sich ht verschworen hatten. Nicht verraten! nur

Wir wollen ſtärkender stehen! Kommt l angefliegen -- husch, alle unter die Brennabieht packt den, welchen er braucht, und t. Die Sperlinge hüpfen hervor: tschwil, hst einer. Wer fehlt? Wasiſja fehlt. Oh, auch nicht anders verdient. So, Brillen, uch. Wollt ihr nicht verraten, so schweigt er sich den Esidor vornahm, da hätten wir, uit dem Bösewicht ein Ende machen sollen.

nur nicht verraten! Alle ſtir einen! Wie nugen ist -- husch, alle unter die Brenn-

öster, immer öfter zusammen und trafen rabredung, den Verwalter zu ermorden.

woche kündigte ihnen der Verwalter an, sie österweise Frohndienst verrichten, die Haſerkränkend ſahen es den Bauern, ſie ver-ei Wasiſij auf dem Hinterhof und wieder en.

t vergessen, daß er so etwas von uns ver-

langt, so muß man ihn in der That töten. So wie gehen wir zu Grunde."

Auch Peter Michesjew gesellte sich zu ihnen. Er ein stiller Mann, der mit den anderen nicht übereinstimmte, er hörte ihre Reden an und sagte:

"Eine große Sünde habt ihr im Sinn, Brilberchen. Einen Menschen umbringen, scheint euch so leicht. Wenn es geschehen ist, wie wird euch dann zu Mute sein? Er thut Schlechtes, schlecht wird es ihm auch ergehen. Er muß büßen, Brilberchen."

Wassilij ärgerte sich über diese Worte.

"Immer dasselbe!" rief er. "Es ist Sünde, einen Menschen zu töten. Natürlich ist's Sünde. Aber was ist das für ein Mensch? Sünde ist's, einen guten Menschen zu töten. So einem Menschen den Garauß zu machen, Gott wohlgefällig. Ein toller Hund muß umgebracht werden, aus Mitleid mit den Menschen. Ihn leben lassen ist eine größere Sünde. Wir dürfen's nicht gelassen auf sich nehmen, wenn er Menschen bis aufs Blut quält. Sollen wir bei Strafe erleiden, so büßen wir für die Menschen. Und Menschen werden uns Dank sagen. Wenn wir aber nicht halten, wird er uns alle zertreten. Miches'itsch schwagt nicht. Bleibt's etwa weniger Sünde, wenn wir an Christi Feiertag zur Arbeit getrieben werden? Du wirst ja selbst zu Ostern nicht aufs Feld gehen."

Darauf antwortete Miches'itsch:

"Weshalb soll ich nicht gehen? Schickt man mich, werde ich pflügen. Ich th'u's ja nicht für mich. Gott führt's, wissen Sünde es ist, wenn wir Ihn nur nicht vergessen. Ich rede nicht, wie ich's mir ausgedacht habe, Brilberchen. Böses mit Bösem zu vergelten, ist nicht Gottes Gebot. Du verflügst das Böse und das Böse wird in dir sein. Einen Menschen töten, ist nicht schwer, aber das Blut bleibt in der Seele kleben; du tötest einen Menschen, und deine Seele ist mit Blut besetzt. Du meinst

einen schlechten Menschen habe ich getödtet; du meinst: Böses habe ich ausgerottet. Du aber hast Böses noch böser in dir gemacht. Wende dich vor dem Unglück, und das Unglück wird sich vor dir wenden."

Verschiedene Ansichten wurden laut, die Bauern sahen nicht überein: mit Wassilij stimmen die einen, die anderen hielten sich an Peter.

Die Bauern hatten den Ostersonntag gefeiert. Am Abend kommt der Starost mit den Schreibern und sagt:

„Michail Ssemjonowitsch, der Verwalter, befehlt: morgen sollt ihr die Gaserfelder pflügen."

Der Starost ging mit den Schreibern durch das ganze Dorf und traf seine Anordnung — eine Partie sollte jenseits des Flusses arbeiten, die andere am großen Wege. Die Bauern jammerten, aber gehorchten; am Montag Morgen machten sie sich auf und begannen zu pflügen. In der Kirche läutet man zur Frühmesse, überall begehen die Menschen den Feiertag — die Bauern pflügen.

Michail Ssemjonowitsch wachte auf, es war nicht mehr ganz früh, und machte seinen Rundgang. Seine Frau und die verwitwete Tochter (sie war zum Feiertag zu Besuch gekommen) putzten sich, setzten sich in die Telega und fuhren zur Messe. Als sie zurückgekehrt waren, stellte die Wago den Samowar auf, auch Michail Ssemjonowitsch erschien und sie tranken Thee.

Nach dem Thee rauchte er seine Pfeife an und ließ den Starosten kommen.

„Hast du die Bauern zum Pflügen ausgeschiedt?"

„Habe sie geschickt, Michail Ssemjonowitsch."

„Sind alle draußen?"

„Sind alle draußen, habe selbst ihnen die Plätze angewiesen."

„Hast ihnen die Plätze angewiesen, hm — aber pflügen sie auch? Fahre hinaus, sieh nach und sage ihnen, daß ich am Nachmittage kommen werde. Eine Deputation muß ge-

pfligt werden — muß gut gepflegt werden. Heute ist schlechte Arbeit, so werde ich nicht auf den Feiertag sehen."

"Zu Befehl."

Der Starost war gegangen, Michail Ssemjonowitsch aber ruft ihn zurück, er will etwas sagen und weiß nicht recht, wie er es anfangen solle, er dreht sich, windet sich, rappelt sich endlich zusammen und hebt an:

"Hör' du mal zu, was die Schurken über mich reden, wer schimpft und was er spricht, und hinterbringe es mir. Ich kenne die Schurken — arbeiten wollen sie nicht — auf der Seite liegen, sich räkeln, freffen, den Feiertag halten, das lieben sie. Daß man pflügen muß, um was vor sich zu bringen, daran denken sie nicht. Höre nur ordentlich zu, sage mir alles wieder, ich muß es wissen. Gehe jetzt. Alles — hörst du? — will ich wissen. Verhehle mir nichts."

Der Starost ging hinaus, setzte sich aufs Pferd und ritt zu den Banern.

Die Frau des Verwalters hatte gehört, was ihr Mann dem Starosten befohlen, sie kam zu ihm und begann zu bitten. Sie war eine stille Frau und hatte ein gutes Herz. Wo sie vermochte, befähigte sie den Mann und nahm Partei für die Banern.

"Mein Freund Mischula," sagte sie jetzt, "am hohen Tage, am Feiertage des Herrn zu arbeiten, ist Sünde. Um Christi willen laß die Banern ab."

Michail Ssemjonowitsch achtete kaum ihrer Worte, lachte sie aus und höhnte:

"Lange hat wohl die Peitsche deinen Rücken nicht gestreift, daß du so klug geworden bist, dich in Dinge zu mischen, die dich nichts angehen?"

"Mischinka, mein Freund, von dir träumte ich — einen bösen Traum. Laß die Banern gehen."

"Ich sage ja eben, daß du zu viel Zeit ausgelegt hast und nun meinst, die Peitsche werde nicht durchdringen. Achte auf dich!"

Schon war Semjonowitsch in Ärger geraten, er stieß ihr die brennende Pfefse in die Zähne, sagte sie von sich und befahl anzurichten.

Zu Mittag aß er Gallerte, Pirogge, Stoßsuppe mit Schweinefleisch, gebratenes Ferkel, Milchundeln, er trank Kirschlignen, verspeiste süßen Kuchen und rief die Köchin, ihm was vorzusingen, er selbst nahm die Guitarre und begleitete sie.

Michail Semjonowitsch ist in heiterer Laune, stößt an, kumpert und schäkert mit der Köchin. Der Starost kommt, um seine Meldung zu machen, er verbengt sich.

„Pflügen sie?“ ruft ihm Michail Semjonowitsch entgegen. „Werden sie die volle Desjatine pflügen?“

„Haben schon mehr als die Hälfte gepflügt.“

„Wird nicht nachlässig gearbeitet?“

„Nein, sie pflügen gut — sie fürchten sich.“

„Die Erde wird gehörig aufgelockert?“

„Die Erde ist weich, bröckelt wie Wohn.“

Nach kurzem Schweigen hub der Verwalter an:

„Nu, was reden sie von mir - - schimpfen sie?“

Der Starost stotterte, Michail Semjonowitsch aber gebot ihm, die volle Wahrheit zu sagen.

Frisch herans — 's flud ja ihre Worte, nicht die deinen. Sagst du die Wahrheit, so belohne ich dich. Verdeckst du sie aber, nun — so nimm's nicht übel, ich peitsche dich durch. Eh, Katjuscha, reich' ihm mal, damit er klhn wird, ein Glas Branntwein.“

Die Köchin brachte dem Starosten ein Glas Branntwein.

Der Starost wünschte Glück zum Feiertag, trank aus, wuschte sich den Mund und begann zu erzählen. 's ist alles eins, denkt er — kann ich was dafür, daß man ihn nicht lobt? Werde ihm die Wahrheit sagen, da er's befiehlt.

„Sie murren, Michail Semjonowitsch — ja, sie murren.“

„Was reden sie, was reden sie?“

„Was sie reden . . . Ihr glaubt nicht an Gott.“



Der Verwalter lachte.

„Wer hat es gesagt?“

„Alle sprechen so . . . er hat sich dem bösen Geist an-  
geworfen.“

Wieder lacht der Verwalter.

„Das ist gut,“ sagt er. „Aber erzähle mir doch,  
jeder einzelne redete. Was hat Wassilja gesagt?“

Der Starost hatte nicht recht Lust, schlimm von  
eigenen Dorfgemeinden zu reden, aber zwischen diesem Wa-  
und ihm bestand schon lange Bekanntschaft.

„Der,“ entgegnete er, „schimpft am meisten.“

„Was sagt er? Sprich doch.“

„'s ist ängstlich, zu wiederholen. Ihr entgeht nicht ein  
unbegründeter Tode . . . sagt Wassilja.“

„Ei, das ist ein Kerl! Was tröbst er, was nützt  
mir das — die Arme sind ihm wohl nicht lang ge-  
dauert. Schon gut, Wassilja! Wir wollen uns verrecken  
du, und Tischka, der Hund, spricht auch so?“

„Alle sprechen schlecht von Euch.“

„Was denn, was denn?“

„Es zu wiederholen ist garstig.“

„Ach was, garstig. Sei nicht schüchtern, erzähle.“

„Möge der Wanst ihm plagen, sagen sie, daß die  
geirrt haben.“

Darüber freute sich maßlos Michail Semjonowitsch  
wusste sich vor Lachen nicht zu lassen.

„Wollen sehen, wollen sehen, bei wem's früher her-  
kommt. Wer hat's gesagt? Tischka, heh?“

„Aber Gutes hat keiner gesprochen. Alle schimpfen,  
drehen.“

„Und Petruschka Michajew? was redet der? schin-  
wohl auch, der Lump?“

„Nein, Michail Semjonowitsch, Peter schimpft nicht.“

„Was thut er denn?“

„Er ist der einzige von allen Bauern, der nichts spr-“

Ein seltsamer Mann! Habe mich sehr über ihn verwundert, Michail Semjonowitsch."

"Verwundert — weshalb?"

"Was er angestellt hat . . . alle Bauern wundern sich."

"Was hat er angestellt?"

"Wie ich heran komme — er pflegt auf der schiefen Stelle bei Enzin — höre ich flugen, so leise, so wohlklingend, und auf dem Pfluge, zwischen den Deichseln, leuchtet etwas . . ."

"Nun?"

"Es flackert nicht. Ich komme näher und sehe: ein Gluksepfenwachslicht ist am Querholz angelebt, und es brennt, und der Wind lösch't's nicht aus."

Der Verwalter hatte aufgehört zu lachen, stellte die Gitarre beiseite, senkte den Kopf, wurde nachdenklich, saß und saß; dann schickte er die Wächin und den Starosten fort, legte sich auf das Bett hinter dem Vorhang und dächte — sein Köpfe sang, als würde eine schwerbeladene Getreidefuhr gezogen. Die Frau kam zu ihm, sprach auf ihn ein. Er antwortete nicht. Nur rief er:

"Besiegt hat er mich. Jetzt ist es auch über mich gekommen."

"Die Frau suchte ihn zu bereuen."

"Nähre hin, laß sie ab," sagte sie. "Dann wird's nichts auf sich haben. Was ist über dich gekommen? Kanntest ja sonst keine Furcht, und bist jetzt so eingeschüchtert."

"Verloren bin ich," rief er, "er hat mich besiegt. Du aber mache, daß du fortkommst, so lange du noch hell bist, dein Verstand reicht dazu nicht aus."

Und er stand nicht auf.

Am Morgen erhob er sich, er benahm sich wie fröhlich — aber das war nicht mehr derselbe Michail Semjonowitsch, eine Ahnung triebte seine Seele. Allmählich wurde er tiefsinnig und Ahmerte sich nun nichts mehr. Immer sitzt er zu Hause. Seine Herrschaft war nicht mehr von langer Dauer.

Während der großen Sommerfasten kam der Gutsherr. Er läßt seinen Verwalter rufen. Der Verwalter, berichtet ihm, sei krank. Anderen Tages schickt er nach ihm, und wieder ist er krank. Als der Gutsherr in Erfahrung brachte, der Verwalter habe sich dem Trunk ergeben, entsetzte er sich seiner Stelle. Von nun ab lebte Michail Semsjonowitsch bei dem Gesinde ohne Beschäftigung. Sein Fleiß kam zu nichts, er verlor sich ganz und gar, was er besaß, hatte er vertrunken und jetzt erniedrigte er sich so weit, daß er die Frau ihres Tisches stahl und in die Schenke trug. Sogar die Bauern hatten Mitleid mit ihm und gaben ihm zur Entnützung ein Schlitzchen. Kein Jahr war vorüber, als er am Trunk esend zu Grunde ging.

---

## Wo Liebe ist, da ist Gott.

In einem einsenkerigen Stübchen im Erdgeschoß wohnte der Schuster Martyn Awdejewitsch; das Fenster ging auf die Straße. Durch das Fenster konnte man sehen, wie die Kente vorüber gingen. Obgleich nur die Füße zu sehen waren, erkannte Martyn Awdejewitsch die Menschen an den Stiefeln. Seit langer Zeit lebte er hier und hatte eine große Bekanntschaft; es gab nur wenige Stiefel in der Nachbarschaft, die nicht ein- oder zweimal in seinen Händen gewesen wären. Oft sah er aufwärts bei seiner Arbeit durch das Fenster. Er hatte viel zu thun, denn seine Arbeit war dauerhaft, er nahm gutes Material, sein Preis war mäßig und er hielt Wort; vermag er den bestimmten Termin nicht einzuhalten, so sagt er's im Voraus. Ein guter Mensch war er stets gewesen; wie er älter wurde, begann er mehr als früher an seine Seele zu denken und sich Gott zu nähern. Als er noch bei einem Meister arbeitete, war seine Frau gestorben. Sie hatte ihm ein Kind hinterlassen, einen Knaben von drei Jahren; die älteren Kinder waren früher gestorben. Martyn wollte das Söhnchen in das Dorf zu seiner Schwester schicken, er dachte aber: meinem Kapitotscha wird es schwer fallen, in fremder Familie aufzuwachsen, ich lasse ihn bei mir. Und Awde'itsch ging von dem Meister fort und wohnte mit dem Söhnlein zur Miete. Gott aber gab Awde'itsch in seinen Kindern kein Mitleid. Als der Knabe heranwuchs und dem Vater zu helfen begann, daß es eine wahre Freude war, befiel ihn eine Krankheit — er fieberte ein Wöchelchen und dann starb er. Martyn begrub den Sohn und fiel in Verzweiflung. Und so wild war seine

Verzweiflung, daß er auf Gott irrte; so eine Weile kam über ihn, daß er immer und immer wieder Gott den Tod bat; daß er Gott vorwarf, statt des einzigen liebsten Sohnes nicht ihn, den alten Mann, zu sich nehmen zu haben. Er ging sogar nicht mehr in die Kirche.

Einst sprach bei Mude'lsch ein Landmann vor, ein Mann, der schon das achte Jahr pilgerte und eben Troisfj-Kloster kam. Im Laufe des Gesprächs II Mude'lsch seinen Kummer.

„Die Lust zum Leben ist mir sogar vergangen, mir eine Bitte ich Gott — zu sterben. Ich bin ein nutz Mensch.“

Der Landmann entgegnete:

„Du sprichst nicht gut, Martyn. Gottes Thun zu urteilen, ziemt uns nicht. Nicht Menschenverstand, gebent Gottes Wille allzeit. Gott hat beschlossen, Sohn solle sterben, dich aber ließ er am Leben — als es besser so. Und wenn du verzweifelt, so ist es best daß du leben willst zu deiner Freude.“

„Wozu leben?“ seufzte Martyn.

Der Alte sagte:

„Für Gott, Martyn, muß man leben. Er giebt das Leben, für ihn muß man auch leben. Wenn du ihn lebst, wirst du über nichts trauern und alles erst dir leicht.“

Nach kurzem Schweigen ließ sich Martyn vernehn

„Aber wie lebt man für Gott?“

„Christus hat es uns gezeigt. Kommst du lesen, so ist dir das Evangelium und sieh: du wirst erkennen, wie für Gott lebt.“

Diese Worte stießen in das Herz Mude'lschs. Noch selben Tage kaufte er das neue Testament mit großer Eile und begann zu lesen.

Er wollte nur an Feiertagen lesen; aber das he Buch gab ihm solchen Frieden, daß er jeden Abend

Manchmal vertiefte er sich so, daß er sich nicht losreißen konnte, wenn auch die Lampe schon im Verlöschen war. Und je mehr er las, je klarer wurde es ihm, was Gott von ihm wolle und wie man sich Gott leben müsse; und er fühlte sich leichter und leichter auf dem Herzen. Vor dem, wenn er sich niederlegte, stöhnte er und gedachte Skapitoschas; jetzt aber sagte er: Dir sei Preis, Herr, Dein Wille geschehe. Seit dieser Zeit war das ganze Leben Andrejewitschs verändert. An Feiertagen lehrte er früher manchmal im Krüge ein, trank Thee, ab und zu nahm er auch ein Schnäpßchen. Mit einem Bekannten trank er zusammen — war er auch nicht gerade betrunken, so trat er doch stets aus dem Krüge mit einem leichten Mauth und sprach wichtige Worte: fand alles zu tadeln und beurtheilte lieblos seinen Nächsten. Jetzt aber war eine Wandlung vor sich gegangen. Er führte ein ruhiges und freudiges Leben. Morgens ging er an die Arbeit und schaffte eifrig den Tag über. Dann nimmt er die Lampe vom Haken, stellt sie auf den Tisch, holt vom Regal das Buch, schlägt es auf und setzt sich nieder zum Lesen. Je mehr er liest, je mehr begreift er; klarer, heiterer wird es ihm auf der Seele.

Wieder einmal hatte sich Martyn bis spät in die Nacht in sein Lesen vertieft. Er las im Evangelium des Lukas das sechste Kapitel und kam an die Verse: Und wer dich schlägt auf einen Backen, dem bleibe den andern auch dar; und wer dir den Mantel nimmt, dem wehre nicht auch den Rock. — Wer dich bittet, dem gieb; und wer dir das deine nimmt, da fordere es nicht wieder. — Und wie ihr wollt, daß euch die Vente thun sollen, also thut ihnen gleich auch Ihr. Weiter las er die Verse, wo der Herr spricht: Was heißet ihr mich aber HErr HErr, und thut nicht, was ich euch sage? — Wer zu mir kommt und höret meine Rede, und thut sie, den will ich auch zeigen, wem er gleich ist. — Er ist gleich einem Menschen, der ein Haus baute, und grub tief, und legte den Grund auf den Fels. Da aber

Gewässer kam, da riß der Strom zum Hause zu, und er es nicht bewegen; denn es war auf den Fels gegründet. Wer aber höret, und nicht thut, der ist gleich einem Menschen, der ein Haus baute auf die Erde ohne Grund; der Strom riß zu ihm zu, und es fiel bald, und das Haus gewann einen großen Abg.

Ande'itsch las diese Worte und es wurde ihm so schwer auf der Seele. Er nahm die Brille ab, legte sie auf ein Buch, lehnte sich an den Tisch und wurde nachdenklich. Er begann sein Leben diesen Worten anzupassen.

Ist mein Haus auf Stein oder auf Sand gebaut? dachte er bei sich. Gut, wenn es auf Stein ruht — und es ist so leicht an, wenn man allein ist, dann scheint es, als ob man alles verrichtet habe, wie Gott befohlen. Aber streut man sich aber, so sündigt man von neuem. Ich strebe, des Höchsten Willen zu thun. Es ist zu schwer, Gott helfe mir!

Mit diesem Gedanken wollte er sich niederlegen, es that ihm leid, sich von dem Buche loszureißen, und begann das siebente Kapitel zu lesen. Er las von Hauptmanns Knechte, dem Jüngling zu Nain, er las die Antwort, welche Jesus den Jüngern Johannes' des Täufers gab, er las die Stelle, wo der reiche Pharisäer den Jesus bat, daß er mit ihm äße, wie Er die Sünderin rechtsfertigte, die seine Füße salbte und mit Thränen benetzte — und kam bis zum vierundzwanzigsten Vers und las: und wandte sich zu dem Weibe und sprach zu Simon: Simon, du bist dieses Weibes? Ich bin kommen in dein Haus: du hast mir nicht Wasser gegeben zu meinen Füßen; diese aber hat meine Füße mit Thränen gewaschen und mit den Haaren ihres Hauptes getrocknet. — Du hast mir keinen Fuß gegeben; diese aber, nachdem sie herein kommen ist, hat mich nicht abgelaufen, meine Füße zu küssen. — Du hast nicht mit Öl gesalbet; sie aber hat meine Füße gesalbet.

Er las diese Verse und dachte: die Füße hat er nicht mit Wasser benetzt, seinen Fuß hat er gegeben, das Haupt nicht gesalbt . . .

Wieder nahm er die Brille ab, legte sie auf das Buch und vertiefte sich in seine Gedanken.

Der Pharisäer war, wie ich vermutete, wohl ein ebenbürtiger wie ich — daran denke ich: daß ich meinen Thee trinke, daß ich gewürmt bin, daß ich mich pflege; aber auf meinen Nächsten achte ich nicht. Mich vergesse ich nicht, aber für den Gast treffe ich keine Sorge. Und wer ist der Gast? Der Herr selber.kehrte er bei mir ein — würde ich so handeln?

Er stützte seinen Kopf auf beide Hände und bemerkte nicht, daß er einbrustelte.

Martyn! hörte er plötzlich ganz leise neben sich rufen.

Schlaftrunken reckte sich Martyn und fragte: Wer da?

Er blickte sich um, sah auf die Thür — niemand war da. Wieder brustelte er ein. Deutlich vernahm er die Worte:

Martyn, Martyn! Blicke morgen auf die Straße, ich werde kommen.

Martyn erwachte, stand vom Stuhl auf und rieb sich die Augen. Er wußte nicht: hatte er diese Worte im Traum oder in Wirklichkeit gehört? Nachdem er die Lampe ausgelöscht hatte, legte er sich schlafen.

Früh am Morgen erhob sich Awde'itsch, betete, heizte den Ofen, schob Koffsuppe und Grütze in den Ofen, stellte die Theemaschine auf, band seine Schürze vor und setzte sich an das Fenster zum Arbeiten. Bei der Arbeit denkt er an das, was er am Abend durchlebt. Hörte er die Stimme im Traum oder erklang sie ihm in Wirklichkeit?

Er blickt mehr durch das Fenster, als daß er arbeitet. Kommt jemand vorüber in unbekannten Stiefeln, so biegt er sich weit vor, um nicht die Füße allein, sondern auch das Gesicht zu sehen. In neuen Filzstiefeln ging der Hans-



knecht vorüber, dann kam der Wasserträger, und bald stellte sich der alte Nicolajewsch Soldat in ganz alten gestickten Filztiefeln, eine Schaufel in den Händen, vor das Fenster. An den Filztiefeln erkannte ihn Awde'itsch. Den Alten nannte man Stepanitsch. Er aß bei einem Kaufmann das Gnadenbrot und mußte dem Hausknecht Hülfe leisten. Stepanitsch fing an, vor dem Fenster Schnee zu schaufeln. Awde'itsch sah ihn zu, dann nahm er wieder seine Arbeit vor.

Ganz nährisch bin ich auf meine alten Tage geworden, dachte Awde'itsch sich selbst aus. Stepanitsch schaufelt Schnee und ich denke, Christus kommt zu mir. Ich bin wahrhaftig ein nährischer alter Kanz. Nachdem er an zehn Stiche gemacht, brängte es ihn, wieder durch das Fenster zu bliesen: Stepanitsch hatte die Schaufel an die Wand gelehnt — er wärmte seine Hände oder ruht sich aus.

Ein alter gebrochener Mann, er scheint nicht mehr die Kraft zum Schaufeln zu haben. Awde'itsch dachte: soll ich ihm nicht Thee geben? Die Theemaschine fängt schon an überzulaufen. Er steckte die Ahle ein, erhob sich, stellte die Theemaschine auf den Tisch, machte Thee und klopfte an das Glas. Stepanitsch sah sich um und näherte sich dem Fenster. Awde'itsch winkte ihn zu sich und ging, die Thür aufzumachen.

„Komm herein, wärme dich — dir ist wohl sehr kalt?“ fragte er.

„Christus stehe uns bei! Die Knochen schmerzen,“ entgegnete Stepanitsch.

Er trat ein, schüttelte sich den Schnee ab und wischte sich die Hülse; sein Gang war unsicher.

„Wische dich nicht ab, behüte Hülse zu reinigen,“ rief ihm Awde'itsch entgegen, „setze dich, trinke Thee.“

Awde'itsch goß zwei Gläser ein, schob das eine dem Gast zu, von seinem Thee goß er auf die Untertasse und begann zu blasen.

und bald  
alten ge-  
vor das  
sch. Den  
ein Kauf-  
echt Hülse  
Schnee zu  
er wieder

geworden,  
st Schnee  
wahrhaftig  
Stiche ge-  
n bliesen:  
nt — er

mehr die  
: soll ich  
schon an  
stellte die  
stopfte an  
sich dem  
die Thüre  
r kalt?"

en," ent-  
b wischte

rief ihm

dem Gast  
begannt

Stepanitsch trant sein Glas leer, stellte es hin, mit dem Boden nach oben, legte das Stück Zucker, das er bei Trinken benagt hatte, auf den Tisch und dankte. Wie ihm das zu bemerken war, hätte er gern noch ein Glas gehalten.

Trinke, forderte Awde'itsch den Stepanitsch auf und gestrichelt und dem Gaste ein.

Awde'itsch trank seinen Thee und blickte dabei auf die Straße.

„Du erwartest jemand?“ erkundigte sich der Gast.

„Ob ich jemand erwarte? Ich muß mich schämen, sagen, wen ich erwarte. Ich warte auf etwas, und ich warte auch nicht. . . aber ein Wort ist mir in die Seele gefallen. . . ich hatte eine Erscheinung. . . ach ich weiß selber nicht. Siehst du, Bräuberchen, gestern habe ich das Evangelium vom Herrn Christus gelesen, wie er auf Erden ging. Du hast's doch wohl gehört?“

„Gehört wohl. Aber wir sind dunkle Leute, können nicht lesen.“

„Nun, ich habe eben gelesen, wie er auf Erden ging. wie er zu dem Pharisäer kam, weißt du, und der empfing ihn ohne Feier. Und ich denke, während ich lese, daß den Herrn Christus nicht mit aller Ehre empfangen habe, geschähe es mir, denke ich, ich wollte gar nicht, was alles ich thun sollte, um ihn zu empfangen. Ich dachte darüber nach und drückte ein. Und wie ich drückte, höre ich mich beim Namen rufen; ich erhebe mich und es ist mir, als höre ich flüsternde Worte: Warte, ich komme morgen. Und geschah es zweimal. Ich muß mich selber auslachen — aber dennoch erwarte ich den Herrn.“

Stepanitsch sagte nichts, trank seinen Thee aus und legte das Glas hin, Awde'itsch aber stellte es wieder aufrecht und goß ein.

„Trinke zur Gesundheit. Ich meine, daß unser Herr, als er auf Erden wandelte, keinen verachtete und zu dem mit einfachem Volk umging. Aus unsreinem nahm er

liebsten seine Jünger, aus Arbeitsleuten, aus solchen, wir sind. Wer sich erhebt, sagte er, der soll erniedrigt werden, und wer sich erniedrigt, der soll erhöht werden. So redete er, nennt mich den Herrn und ich werde euch Füße waschen. Wer der erste sein will, soll allen ein Diener sein. Selig sind die Armen, die Demüthigen, die Sanftmüthigen, die Milben."

Stepanitsch dachte nicht an sein Glas, er war ein weichgestimmter Mensch. Er sitzt, hört zu und über Gesicht fließen Thränen.

"Trinke noch," sagte Wlode'itsch, aber Stepanitsch kreuzte sich, dankte, schob sein Glas fort und stand auf.

"Ich danke dir, Martyn Wlodejewitsch, du thatest wohl, hast Seele und Körper gesättigt."

"Kehre ein andermal wieder bei mir ein, Stepanit

Stepanitsch ging fort. Martyn goß sich den letzten ein, trank aus, räumte das Geschirr auf und machte daran, einen vertragenen Schuß zurechtzuflicken. Während der Arbeit blickte er durch das Fenster — er wartet Christus, denkt immer an ihn, an seine Neben und The

Zwei Soldaten gingen vorüber, einer in Regimentsstiefeln, der andere in seinen eigenen; dann kam, in sa geputzten Galoschen, der Wirt des Nachbarhauses; ein Bi mit einem Korbe folgte. Bald kam ein Weib in wollen Strümpfen und Dorfschuhen. Sie blieb am Fensterpf stehen. Wlode'itsch blickte auf: er sieht ein fremdes A schlecht gekleidet, ein Kind auf dem Arm; es stellt sich die Wand, mit dem Rücken gegen den Wind, und wi das Kind ein — und hat doch nichts zum Einwickeln. Kleidung des Weibes ist sommerlich und schlecht. D das Fenster hört Wlode'itsch das Kind schreien; sie will beruhigen und kann es gar nicht beruhigen. Wlode' glug zur Thür und rief von der Treppe aus:

"Gute Frau, gute Frau!"

Das Weib sah sich um.

„Was stehst du da mit dem Kindchen in der Kälte? Komm in die Stube, in der Wärme wirst du es besser einwickeln können. Da — hierher.“

Verwundert sah ihn das Weib an — ein alter Mann mit einer Schürze und einer Brille auf der Nase ruft sie zu sich. Sie folgte ihm in die Stube und der Alte führte sie zum Bett.

„Hierher setze dich, gute Frau, näher zum Ofen; erwärme dich und stille das Kind.“

„Hab' keine Milch in der Brust, seit dem Morgen habe ich nichts gegessen,“ sagte das Weib, legte aber dennoch das Kind an die Brust.

Bedauernd schüttelte Awde'itsch den Kopf, ging zum Tisch, holte Brot und einen Napf, kochte die Ofenthür, goß in den Napf Hühnersuppe und nahm auch den Topf mit der Gribbe heraus; da dieselbe aber noch nicht gar war, goß er nur Suppe ein und stellte sie auf den Tisch. Auch nahm er vom Haken das Handtuch und breitete es aus.

„Setz' dich,“ sagte er, „und is, gute Frau. Mit dem Kinde werde ich inzwischen sitzen. Ich habe eigene Kinder gehabt und verstehe sie zu warten.“

Das Weib bekreuzte sich, setzte sich an den Tisch und begann zu essen. Awde'itsch setzte sich auf das Bett zu dem Kinde. Er schmagt und schmagt — aber es schmagt sich schlecht, denn er hat keine Zähne. Das Kind hörte nicht auf zu schreien. Da dachte sich Awde'itsch aus, den Schreihals mit dem Finger zu beruhigen — er führt einen Finger gerade zu dessen Munde, und wieder zurück; aber in den Mund giebt er ihm den Finger nicht, denn derselbe ist von Pech ganz schwarz. Und das Kind betrachtete den Finger, beruhigte sich und fing sogar an zu lachen. Awde'itsch freute sich darüber. Und das Weib isst und erzählt, wer sie ist und wohin sie gegangen war.

„Ich bin eine Soldatenfrau,“ sagte sie, „vor acht Monaten hat man meinen Mann fortgebracht, weit von hier,

und seit dieser Zeit erhielt ich kein Lebenszeichen von mir. Während ich einen Dienst als Köchin hatte, kam ich mit dem Kinde wollte man mich nicht behalten. Den dritten Monat schlage ich mich ohne Stelle durch alles fortbringen müssen, was ich hatte. Ich wollte Kanne dienen, aber man nimmt mich nicht — ich bin mager, sagt man. Eben war ich zu einer Kaufman gegangen; bei der dient ein Weib aus unserem Dorf hatte versprochen, mich zu nehmen, und ich dachte, ich gleich dableiben können; aber sie befahl mir, in der Woche zu kommen, und sie wohnt so weit, ich bin gemattet und auch das Kind ist so geschwächt. Er, daß die Wirtin Mitleid hat — sie hält uns nun wissen im Quartier, sonst wüßte ich nicht, wie zu Muve'itsch feußte und sagte:

„Du hast wohl auch keine warme Kleidung?“

„Wie sollte ich warme Kleidung haben, Wä Gestern mußte ich das letzte Tuch für einen Dvung my<sup>\*)</sup> versehen.“

Sie ging zum Bett und nahm das Kind. Mu stand auf und holte von der Wand einen alten Ha „Nimm,“ sagte er. „Zwar ist es ein schlechtes aber zum Einwickeln wird es noch taugen.“

Das Weib sah auf das Kleidungsstück und auf den nahm den Halbrock und weinte. Muve'itsch duckte f die Decke, schob den Kasten unter dem Bett vor, darin und setzte sich wieder zu dem Weibe.

„Christus beschütze dich,“ hat sie an. „Er hat mich an dein Fenster geschickt, Väterchen. Ohne dich würde Kind erfroren sein. Als ich fortging, war es warm jetzt ist die Kälte gekommen. Er, der Herr, hat dich durch das Fenster zu blicken und will mir Glenden zu haben.“

\*) 20 Kopelen.

Vächelnd entgegnete Wode'itsch:

„Er hat es mich gelehrt, gute Frau. Nicht, um den Tag dem lieben Herrgott zu stehlen, blicke ich durch das Fenster.“

Und Martyn erzählte auch der Soldatenfrau seinen Traum: wie er die Stimme gehört und der Herr versprochen, noch heut zu ihm zu kommen.

„Es kann so geschehen,“ meinte das Weib, stand auf, nahm den Halbrock, wickelte das Kind darin ein, verbeugte sich zum Dank und immer wieder dankte sie.

„Nimm um Christi willen,“ sagte Wode'itsch und reichte ihr, damit sie das Tuch einlöse, einen Dwugrivennyj.

Sie bekreuzte sich, auch Wode'itsch bekreuzte sich und geleitete sie hinaus.

Als das Weib gegangen war, aß Wode'itsch seine Kostsuppe, räumte ab und setzte sich wieder zur Arbeit. Und während der Arbeit denkt er immer an das Fenster. Wie es zu dunkeln beginnt, späht er hinaus, wer wohl vorüber ginge. Bekannte und Fremde gingen vorüber — nichts Besonderes war dabei. Jetzt bleibt gerade vor seinem Fenster ein altes Hölzerneß stehen. Sie trägt einen Korb mit Äpfeln; es waren nur wenig geblieben; sie hatte fast alle verkauft; über die Schulter hängt ihr ein Sack mit Spänen — wahrscheinlich hatte sie dieselben auf einem Bau gesammelt, und nun geht sie nach Hause. Aber der Sack brühte ihr wohl die Schulter ab; sie wollte ihn über die andere Schulter hängen, weshalb sie ihn auf das Trottoir niederließ; auch den Korb mit den Äpfeln setzte sie ab und schüttelte die Späne im Sack. Währenddes rannte ein Junge mit zerrissener Mütze herbei, griff aus dem Korb einen Apfel und wollte fortlaufen. Die Alte bemerkte ihn, dreht sich um und faßt den Jungen am Ärmel. Der Junge duckt sich, will entweichen, die Alte aber packt ihn fester, wirft ihm die Mütze ab, zaust ihn am Haar. Der Junge schreit, das Weib schlupft.

Nwde'itsch hatte nicht Zeit, die Nsle einzustecken, er wirft sie auf die Diele und springt zur Thür hinaus, wobei er stolpert, so daß die Brille abfällt. Wie er auf die Straße kommt, hat die Hölzerin den Jungen gerade am Schopf, flucht und will ihn zur Polizei führen. Der Junge nützt sich aus Leibeskräften, um loszukommen.

„Ich habe nichts genommen,“ plärrt er. „Weshalb schlägst du mich? Laß mich los.“

Nwde'itsch versucht, sie auseinander zu bringen, er faßt den Jungen bei der Hand und sagt:

„Laß ihn, Mütterchen, verzeihe ihm um Christi willen.“

„Ich werde ihm so verzeihen, daß er's braun und ocker haben soll. Der Himmel muß auf die Polizei.“

Nwde'itsch bat:

„Laß ihn laufen, Mütterchen, er wird's in Zukunft nicht wieder thun. Gib ihn frei um Christi willen.“

Die Alte ließ ab, der Junge wollte sich fortmachen, aber Nwde'itsch hielt ihn zurück.

„Bitte das Mütterchen um Verzeihung und künftighin's nicht wieder. Ich habe gesehen, wie du den Apfel genommen hast.“

Der Junge weinte und bat um Verzeihung.

„So ist's recht, hier hast du einen Apfel.“

Und Nwde'itsch nahm aus dem Korb einen Apfel und gab ihn dem Jungen.

„Ich werd' ihn dir bezahlen,“ sagte er dabei.

„Verwöhnt sie, diese Tangenichse,“ rief die Alte. „Man muß ihn so belohnen, daß er eine Woche lang nicht über laun.“

„Oh Mütterchen, Mütterchen, so würde es sein, wenn es nach uns glüge. Aber nach Gottes Willen ist es nicht so. Was sollte wohl, wenn man ihm wegen eines Apfels die Rute gäbe, mit uns geschehen für unsere Sünden?“

Und Nwde'itsch erzählte der Alten das Gleichnis, wie der Gutsherr dem Zinsbauer die ganze Schuld erließ und

der Glashauer ganz hin und begann, seinen Schuldner zu würgen.

Die Alte horchte auf, auch der Junge hörte zu.

„Gott befehl, zu vergeben,“ sagte Mude'itsch, „sonst wird auch uns nicht vergeben werden. Allen muß man verzeihen, und dem Unvernünftigen nur so mehr.“

Die Alte nickte und senzte:

„Ja ja, aber sie sind zu unbändig geworden.“

„So müssen wir, Alte, sie belehren.“

„Auch ich sage ja so. Hatte selbst sieben Kinder — nur eine Tochter ist mir geblieben.“

Die Alte erzählte, wo und wie sie bei ihrer Tochter lebt, wie viele Enkel sie hat.

„Wenn ich auch nicht mehr viel Kraft habe, so mühe ich mich doch noch ab. Die Enkel thun einem leid, es sind gute Kinder; so herzlich wie sie ist lehn' ich zu mir. Besonders Altsjutka läßt gar nicht von mir ab. Großmutter, traute Großmutter . . .“ Die Alte wurde ganz weich. „Es ist ja nur eine Kinderei mit dem Jungen da. Gott mit ihm.“

Bei diesen Worten wirft sie den Sack über die Schulter. Der Junge springt herzu und sagt:

„Laß mich den Sack tragen, Großmütterchen, wir haben denselben Weg.“

Nebeneinander gingen sie jetzt auf der Straße. Die Alte hatte vergessen, daß Geld für den Esel zu fordern. Mude'itsch sah ihnen nach und hörte, wie sie zusammen sprachen.

Als sie fortgegangen waren, kehrte Mude'itsch zurück, fand die Brille auf der Treppe nicht zerbrochen, nahm die Ahle und setzte sich wieder an seine Arbeit. Er arbeitete ein wenig, die Dunkelheit hatte sich schon recht bemerklich gemacht. Der Anstecker ging vorüber und steckte die Laterne an. Es ist Zeit, Licht anzuzünden, dachte Mude'itsch, machte sein Lämpchen zurecht, hing es auf und arbeitete wieder. Einen Stiefel machte er fertig, begrüßte ihn von allen Seiten



und sah, daß er gut war. Er legte seine Instrumente zusammen, setzte aus, stellte die Lampe auf den Tisch und holte vom Regal das Evangelium. Wo er gestern ein Saffianschnitzel eingelegt hatte, wollte er das Buch anmachen, aber es schlug sich an einer anderen Stelle auf. Und wie das heilige Buch aufgeschlagen vor ihm lag, entsann sich des gestrigen Traumes. Und da war es ihm plötzlich als höre er hinter sich Schritte. Er schaut sich um und sieht Menschen stehen in der dunklen Ecke, aber er vermag nicht zu erkennen. Und eine Stimme flüstert ihm ins Ohr: Marthyl! Marthyl! Hast du mich nicht erkannt?

Wen? fragte Awde'itsch.

Mich, sagte die Stimme. Ich bin es.

Und es trat aus der dunklen Ecke Stepanitsch — lächelte und zerrann wie ein Wölkchen.

Das bin ich auch, sagte die Stimme und aus der dunklen Ecke trat das Weib mit dem Knudchen — das Weib lächelte das Knudchen lächelte, und sie verschwanden.

Das bin ich auch, sagte die Stimme und es näherte sie die Alte mit dem Knaben — der Knabe hielt den Kopf beide lächelten und verschwanden.

Freudlich ward es Awde'itsch auf der Seele, er bekreuzte sich, setzte die Brille auf und las im Evangelium, wo es aufgeschlagen war. Oben auf der Seite las er Matthäus 25: Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränkt. Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherberget. Und unten auf der Seite las er noch: Wahrlich, ich sage euch: Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan. Und Awde'itsch begriff, daß der Traum ihn nicht betrogen, daß zu ihm an diesem Tage sein Heiland gekommen war und er ihn empfangen hatte.

## G u l d,

---

Vor langer Zeit lebten unweit Jerusalem zwei Brüder, der ältere hieß Afanasij, Joann der jüngere. Sie lebten auf einem Berge bei der Stadt und nährten sich von dem, was ihnen die Leute gaben. Ihre Tage verbrachten die Brüder mit Arbeit; nicht für sich, sie arbeiteten für die Armen. Zu Menschen, die unter der Last ihrer Arbeit senkzten, zu Kranken, Waisen und Witwen gingen sie, verrichteten Arbeit und schieden ohne Zahlung zu nehmen. So verbrachten die Brüder die ganze Woche getrennt von einander und kamen nur jeden Sonnabend Abend in ihrer Behausung zusammen, verlebten den Sonntag gemeinsam, beteten und unterhielten sich. Und Gottes Engel kam herab zu ihnen und segnete sie. Am Montag gingen sie wieder ansehnander, jeder nach seiner Seite. So lebten die Brüder viele Jahre und jede Woche kam der Engel zu ihnen und segnete sie.

Am einem Montag, als sie nach verschiedenen Seiten zur Arbeit gingen, that es Afanasij leid, sich von dem geliebten Bruder zu trennen, weshalb er stehen blieb und zurückschaute. Auch Joann blieb stehen, hielt eine Hand vor die Augen und sah aufmerksam auf eine Stelle; dann näherte er sich derselben, sprang aber plötzlich, als ob ein wildes Tier ihm nachsetzte, von Berg zu Berg. Afanasij war sehr verwundert und ging zu dieser Stelle, um in Erfahrung zu bringen, worüber sein Bruder in solchen Schrecken geraten sei. Wie er nahe kommt, sieht er: es blüht etwas in der Sonne; und wie er angelangt ist, steht er auf dem Grase, als ob es mit einem Blat ausgeklüftet wäre, einen Haufen Gold.

Vorüber mag er sich erschreckt haben und weshalb ist er fortgelaufen? dachte Afanasij. Im Golde ist keine Sünde. Die Sünde ist im Menschen. Mit Gold kann man Unheil vollbringen, aber man kann auch Gutes thun — wie viele Waisen und Witwen kann man ernähren, wie viele Nachtkleiden, wie vielen Durstigen und Kranken kann man mit diesem Golde Beistand leisten! Wir dienen freilich jetzt auch den Menschen, aber unser Dienst ist gering nach unserer geringen Kraft, mit diesem Golde jedoch können wir dem Menschen ersprießlicher dienen.

Afnasij wollte das alles dem Bruder sagen, Soann aber befand sich bereits außer Gehörweite, fern auf dem andern Berge war er wie ein Käferchen zu sehen.

Und Afanasij nahm sein Oberkleid ab, schüttete Gold hinein, wie viel er zu tragen Kraft hatte, packte es auf die Schulter und trug es in die Stadt; er trat in ein Wirtshaus, übergab dem Wirte das Gold und ging, das übrige zu holen. Als er den ganzen Fund beisammen hatte, erhandelte er von den Kaufleuten Baustellen in der Stadt, kaufte Steine und Bauholz, nahm Arbeiter an und baute drei Häuser: ein Asyl für Witwen und Waisen, ein Siechenhaus, eine Herberge für Pilger und Bettler. Und er fand drei fromme Greise; dem einen vertraute er die Aufsicht über das Asyl an, über das Siechenhaus dem zweiten, dem dritten über die Herberge. Dreitausend Goldstücke blieben ihm noch übrig und er gab jedem der Greise ein Tausend, um dem Nothleidenden an die Hand zu gehen. Die drei Häuser füllten sich bald mit Insassen und die Leute lobten Afanasij für alles, was er gethan. Und so groß war seine Freude darüber, daß er Lust verspürte, die Stadt nicht mehr zu verlassen. Weil er aber seinen Bruder liebte, nahm er Abschied. Kein einziges Goldstück hatte er für sich behalten, in derselben alten Kleidung, in welcher er gekommen war, machte er sich auf den Rückweg.

Wie er sich dem Berge nähert, geht es ihm durch den

Simon: der Bruder hat es nicht recht erwogen, daß er vom Golde sich abwendete und davonsief — habe ich nicht besser gethan?

Als er so gedacht hatte, steht er plötzlich am Wege jenen Engel stehen, welcher den Bruder und ihn gesegnet, und finster auf ihn blickt. Starr stand Afanasij da und fragte nur: „Wofür, Herr?“

Und der Engel öffnete die Lippen und sagte:

„Weiche von hinnen, du bist nicht würdig, mit deinem Bruder zu leben. Der eine Sprung deines Bruders gilt mehr als alle Thaten, welche du mit Golde gethan hast.“

Afanasij sprach davon, wie vielen Armen und Pilgern er Nahrung gereicht, wie viele Waisen er verpflegt habe. Und der Engel redete zu ihm:

„Derfelbe Teufel, welcher das Gold niederlegte, um dich zu verführen, hat dich auch diese Worte gelehrt.“

Afanasij schlug das Gewissen und er begriff, daß er seine Thaten nicht zu Gottes Preis gethan, und er weinte und bereute.

Da trat der Engel aus dem Wege und gab die Strafe frei, auf welcher Joann, seinen Bruder erwartend, stand.

Zeit dieser Zeit gab sich Afanasij nicht mehr der Verführung des Teufels hin, der das Gold ausgeschüttet hatte, und erkannte, daß man nicht durch Gold, sondern nur durch Arbeit Gott und den Menschen dienen könne.

Und die Brüder lebten zusammen wie früher.

## Drei Greise.

Der Bischof von Archangelst fuhr zu Schiff nach Ssolowki.<sup>\*)</sup> Auf demselben Schiff fuhren auch Pilger zu den heiligen Stätten. Der Wind war gütig, das Wetter klar, kein Schankeln ließ sich spüren. Einige der Pilger hatten sich ausgestreckt, andere aßen, wieder andere saßen zusammen und unterhielten sich. Auch der Bischof kam auf Deck und ging auf und ab. Viel Volks hat sich im Vordertheil versammelt. Ein Bänerlein deutet mit der Hand über Steuerbord und alle hören zu. Der Bischof bleibt stehen und blickt in die Richtung, wohin das Bänerlein zeigt: nur das Meer ist zu sehen, das in der Sonne glitzert. Um zuzuhören, tritt er näher.

Wie das Bänerlein den Bischof sah, nahm es die Mühe ab und verstummte; auch die anderen griffen und bezeugten ihre Ehrfurcht.

„Laßt euch nicht stören, Kinder,“ sagte der Bischof. „Ich möchte auch hören, was du, guter Mensch, erzählst.“

„Von den Greisen erzählt uns der Fischer,“ bemerkte ein etwas klünerer Kaufmann.

„Von den Greisen?“ forschte der Bischof, trat näher und setzte sich. „Laß hören. Wohin zeigtest du?“

„Dort leuchtet eine Insel auf,“ entgegnete der Bauer und wies nach rechts. „Auf der Insel leben die Greise und suchen ihr Seelenheil.“

„Aber wo ist die Insel?“

<sup>\*)</sup> Ssolowki: das Wallfahrtskloster Ssoloweht im weißen Meer, nördlich von Archangelst.

„Belieben Sie, meiner Hand zu folgen — bemerken Sie die Wolke dort; links von ihr, etwas tiefer, zieht sie sich wie ein Streifen hin.“

Der Bischof sieht und sieht. Auf dem Wasser leuchtet die Sonne und er kann, geblendet, mit seinen umgelibten Augen nichts erspähen.

„Ich sehe nichts,“ läßt er sich vernehmen. „Was sind das für drei Greise, die auf jener Insel wohnen?“

„Männer Gottes,“ antwortet das Väterlein. „Dftmals hatte ich von ihnen gehört, ehe sich mir Gelegenheit bot, sie zu sehen. Aber im vorigen Sommer habe ich sie gesehen.“

Und er erzählte, wie er, um zu fischen, ausfuhr und auf die Insel verschlagen wurde; er wußte gar nicht, wo er sich befand. Als er am Morgen wagte, Umschau zu halten, gelangte er an eine Erbhütte und erblickte einen Greis; bald darauf traten aus der Hütte noch zwei Greise. Sie wärmten ihn, gaben ihm zu essen und waren ihm beßlich, das Boot auszubessern.

„Wie sehen sie denn aus?“ erkundigte sich der Bischof.

„Der eine, ein kleiner gebückter Mann in zerschliffener Sontane, mag wohl über Hundert Jahre alt sein, sein weißer Bart beginnt ins Moosgrüne zu spielen; er lächelt stets voll Güte wie ein Engel des Himmels. Ein wenig größer ist der andere im breiten grauen Bart, ein starker Mann in zerfetztem Rastau: wie einen Kibbel wendete er mein Boot um, nicht mal Zeit hatte ich, ihm beizuspringen — auch er ist freudigen Gemüthes. Hochgewachsen tritt der dritte entgegen, bis zu den Knien wälkt der schneeweisse Bart, finster sieht er aus, die Augenbrauen hängen über die Augen — er geht nackt, nur umgürtet mit einem Wafschurz.“

„Was sprachen sie mit dir?“

„Sie hantierten meistens still, auch miteinander sprachen sie wenig; mehr durch Blicke verständigten sie sich. Ich fragte den Hochgewachsenen, ob sie schon lange auf der Insel

wohnen. Er runzelte die Stirn, murmelte etwas, als ob er sich ärgerte, aber der geblickte Kleine faßte ihn an der Hand und lächelte — gleich wurde der Große still. Und der Kleine sagte: „Schließ' uns für und für!“ und lächelte dabei.

Während der Erzählung des Banern war das Schiff bei Insel näher gekommen.

„Jetzt ist die Insel deutlich zu sehen,“ rief der Kaufmann und zeigte nach der Richtung. „Besuchen Euer Eminenz dorthin zu blicken.“

Der Bischof sagte scharf aus. In der That sah er wirklich ein schwarzes Streifchen die kleine Insel; er sah noch ein Bisse hin und ging dann auf die andere Seite zum Stenermann.

„Was ist das dort für ein Inselchen?“ hub er an.

„Eine namenlose Insel, deren giebt es viele hier.“

„Ist es wahr, daß dort Greise ihr Seelenheil suchen?“

„Ich hörte davon, Eminenz. Ob's wahr ist, weiß ich nicht zu sagen. Zwar behaupten die Altscher, sie hätten die Alten gesehen — aber es kommt ja vor, daß sie ins Blaue hinein schwagen.“

„Gern möchte ich die Greise auffuchen. Wie läßt sie das machen?“

„Das Schiff kann nicht anlegen, aber zu Boot ließe sich machen; man müßte den Kapitän fragen.“

Der Kapitän wurde gerufen.

„Ich möchte die Greise auf der Insel besuchen,“ sagte der Bischof. „Würde man mich hinhinbringen?“

Der Kapitän redete ab.

„Es ließe sich wohl einrichten. Aber wir verlieren dabei viel Zeit und ich erlaube mir, Eure Eminenz zu versichern, daß es sich nicht der Mühe verlohnt. Ich hörte, daß dort alte alberne Leute sich aufhalten, die nichts begreifen können und stumm sind wie die Fische im Meer.“

„Nun, ich möchte hinkommen und werde für die Mühe bezahlen. Bringen Sie mich hin.“

Der Kapitän mußte sich fügen. Die Matrosen wendeten die Segel und der Steuermann änderte den Kurs — das Schiff hielt auf die Insel zu. Man brachte dem Bischof einen Stuhl hart am Schnabel. Er nahm Platz und sah unverwandt nach vorn. Die Pilger alle hatten sich um ihn versammelt und guckten auf das Inselchen. Wer schärfere Augen hat, sieht auch schon Ufersteine — und jetzt zeigt sich die Erbküste. Einer der Pilger erblickte bereits die Greise. Der Kapitän brachte ein Fernrohr, hielt es prüfend vor die Augen und reichte es dem Bischof.

„Ja,“ sagte er, „am Ufer, rechter Hand vom großen Stein, stehen drei Menschen.“

Der Bischof richtete das Fernrohr. Drei Menschen sieht er stehen: einen hochgewachsenen Mann; kleiner den anderen; und den dritten ganz winzig — sie stehen am Ufer und halten sich an den Händen.

Der Kapitän näherte sich dem Bischof.

„Wenn Eminenz wünschen, so geruhen Sie von hier aus hinüber zu fahren; wir liegen indes vor Anker.“

Er gab das Kommando. Man warf den Anker aus, reißte die Segel — es gab einen Ruck und das Schiff schaukelte. Das Boot wurde herab gelassen, die Ruderer sprangen hinein, der Bischof ging die kleine Stiege hernunter und setzte sich auf die Bank im Boot. Die Ruderer setzten ein — das Boot schoß zur Insel. In Steinwurfweite entfernt, sieht man: drei Greise stehen am Ufer — ein hoher Mann, nur umgürtet mit einem Bastgurt; in zersetztem Krastan ein anderer, kleiner von Gestalt; und ein verwettertes geblicktes Mönchen in zerschlossener Soutane. Sie halten sich an den Händen.

Die Ruderer haben am Land den Bootshafen ein und der Bischof steigt aus.

Grüßend neigen sich die Greise. Er segnet sie, noch tiefer neigen sie sich vor ihm. Der Bischof spricht:

„Ich vernahm,“ begann er, „daß Ihr Gottesgreise hier



ener Seelenheil sucht, für die Menschen zum Herrn Chri betet. Ich unwürdiger Knecht Christi bin hergerufen bei des Herrn Gnade, seine Herde zu weiden. So wollte auch euch Knechte Gottes sehen — euch, wenn ich's vern Befehring angebeissen lassen."

Die Greise schweigen, sie lächeln und blicken sich an „Sagt es mir, wie ihr Gnade sucht und Gott die fuhr der Bischof fort.

Auffenszend sah der Mann im breiten grauen Bart den Ältesten, den kleinen gebildeten in zerschlissener Soutstirnungelnd blickte auch der Mann mit dem Bastgurt den Ältesten. Und lächelnd hub der Älteste an:

„Knecht Gottes, wir verstehen nicht, Gott zu dienen nur uns selber dienen wir."

„Wie betet ihr denn zu Gott?"

„Der Älteste sagte:

„Dies ist unser Gebet: Drei seid ihr, drei sind schilt' uns für und für."

Als der Älteste also gesprochen hatte, hoben alle die Augen gen Himmel und riefen:

„Drei seid ihr, drei sind wir, schilt' uns für und f

Der Bischof mußte lächeln und sagte:

„Gehört habt ihr wohl von der Dreieinigkeit, jedoch Gebet ist nicht das rechte. Ich habe euch lieb gewon Greise Gottes — ich sehe, daß ihr Gott zu Gefallen li wollt, indes nicht wißt, wie man ihm dienen muß. I so muß man beten. Hört mich an, aus Gottes Sa will ich euch lehren, wie Er befohlen hat, daß alle zu beten."

Und er begann zu erklären, wie Gott sich den Mens offenbarte: er sprach zu ihnen von Gott dem Vater, ( dem Sohne, Gott dem heiligen Geist.

„Auf die Erde ist Gott gekommen, die Menschen zu lösen. Allen lehrte er, zu Ihm zu beten. Hört mi und wiederholt, wie ich euch verspreche: „Vater unser."

Einer der Greise wiederholte: „Vater unser.“

Ein anderer wiederholte: „Vater unser.“

Und der dritte sprach es nach: „Vater unser.“

„Der du bist im Himmel.“

Die Greise wiederholten: „Der du bist im Himmel.“

Aber der Mann im breiten grauen Bart verwirrte sich und redete nicht richtig; auch der Greis im Vastischurz vermochte nicht klar auszusprechen; vorstlig hatte ihn der Schnurrbart den Mund überwachsen, so daß er überhaupt nicht rein aussprechen konnte; ganz unverständlich muschelte der zahnlose Kleine.

Noch einmal wiederholte der Bischof, noch einmal wiederholten die Greise.

Der Bischof ließ sich auf einen Stein uleber, vor ihn stellten sich die Greise, schauten ihm auf die Lippen und wiederholten, während er rebete.

Den ganzen Tag, bis zum Abend, mißhte sich der Bischof mit den Alten ab: wohl zehn-, zwanzig-, ja hundertmal wiederholte er dasselbe — die Greise haspelten ihn nach. Sie wirrten durcheinander, gebuldig verbesserte er und ließ sie von Anfang wiederholen.

Bis die Greise begriffen hatten, hielt der Bischof aus. Sie sprachen ihm nach — sie rebeten, ohne daß er vorsprach. Früher als die anderen faßte den Wortlaut der Mann im breiten grauen Bart — ohne Hilfe sprach er das ganze Gebet. Immer und immer wieder ließ es ihn der Bischof wiederholen — und auch die anderen sagten das ganze Gebet.

Dämmerung war eingebrochen, aus dem Meere tauchte der Mond auf, als der Bischof zum Fortgehen sich rüstete. Er nahm Abschied von den Greisen, die sich tief vor ihm neigten. Alle drei läßte er und gebot ihnen, zu beten, wie er es sie gelehrt hatte.

Darauf setzte er sich auf das Boot und fuhr auf das Schiff.

Und wie er zum Schiffe fuhr, vernahm er von Greisen dreistimmig das Gebet des Herrn. Näher kam Boot dem Schiffe — vom leisen Wellengeräusch überhörte er die Stimmen der Betenden nicht mehr. Jetzt war im Glimmer des Mondes zu sehen: auf derselben Stelle stehen drei Menschen — winzig der in der Mitte zur Rechten der Hochgewachsene; links der Mann von magerer Figur.

Das Boot legte an, der Bischof kletterte an Deck. Der Anker wurde gelichtet, man zog die Segel auf, es war der Mond und das Schiff fuhr weiter.

Au Bord geklettert, blickte der Bischof auf die Insel. Noch sah man die Greise . . . bald verschwanden sie dem Gesichtskreis . . . das Inselchen aber blieb sichtbar nach und nach entschwand es . . . mondbeschienenen plätschenden das Meer.

Die Pilger legten sich schlafen. Stille ringsum. Aber der Bischof fand keinen Schlaf, ganz allein saß er schaute auf das Meer — schaute dorthin, wo die Insel verlor, und er dachte an die guten Greise. Er grüßte darüber, wie sie sich freuten, daß sie beten gelernt hatten — und er pries Gott, daß er ihnen Gelegenheit gegeben, ehrwürdigen Greisen zu helfen, ihnen des Herrn Wort verkündigen.

Sinnend sitzt der Bischof, sein Blick schweift über das Meer, wo die kleine Insel verschwindet. Und es flimmert ihm vor den Augen: glitzernd — bald hier, bald dort zuckt Licht vor ihm . . . es naht . . . es verdämmert . . . und nun huscht es im Mondhauch. Ist es eine Wolk mit schneeigen Klüften? Ist's ein Segel, das blinkt sich bläht? Aufmerksamem Auge späht der Bischof: schnelles Segelboot, flutet er, nimmt unsere Dichte. Blitzschnell nähert es sich. Fern war es noch eben, nun ist es ganz nahe. Ein Boot scheint's zu sein . . . aber sicherlich ist es kein Boot . . . es segelt . . .

einem Segel sieht es nicht ähnlich. Es eilt uns nach, es holt uns ein. Was es ist, vermag der Bischof nicht zu unterscheiden: sicherlich kein Boot mit geblähten Segeln und auch keine Möwe mit schneeigen Fittigeln. Eher ähnelt es einem Menschen; aber für einen Menschen ist es zu massig und er kann auch nicht über das Meer eilen. Benommen vor Staunen erhebt er sich und eilt zum Steuermann.

„Siehe,“ fragt er atemlos, „was ist das? was ist es, Brüderchen?“

Und deutlich, während er fragt, sieht er: die Greise eilen über das Meer, es schimmern und leuchten die waltenden Bärte, ihre Füße bewegen sich nicht, so daß es den Anblick gewährt, als flögen sie über den Wassern.

Der Steuermann blickt sich um, erschrickt und schreit angstvoll:

„Gott! Die Greise jagen uns nach, laufen wie auf trockenem Lande.“

Die Pilger hören den Ruf, stürzen herbei zum Steuer. Alle sehen: die Greise eilen dem Schiffe zu, halten sich an der Hand — die beiden Greise an den Seiten winken zum Reichen, daß das Schiff halten solle. Auf dem Meere, als sei es trockenes Land, bewegen sie sich vorwärts und heben dabei nicht die Füße. Man hatte nicht Zeit gehabt, die Segel einzuziehen, als die Greise beim Schiff waren, ihre Köpfe über Bord erhoben und einstimmig sprachen:

„Wir haben vergessen, Anacht Gottes, haben deine Lehre vergessen. Wie wir es ansagten, wußten wir es; als wir nach einer Stunde wieder begannen, verlor sich ein Wort: und nun haben wir alles vergessen, alles entschwand uns. Nichts wissen wir, lehre uns wieder.“

Der Bischof bekränzte sich, neigte sich tief vor den Greisen und sagte:

„Euer Gebet bringt zum höchsten Herrn, Greise Got  
Nicht mir steht es an, euch zu lehren. Betet für  
Einder.“

Und er sank vor ihnen in die Kniee. Noch einen Augen-  
blick verweilten die Greise, dann kehrten sie zurück in  
das Meer.

Bis zum Morgen sah man einen Glanz auf jener See,  
wo die Greise gegangen waren.

---

## Wovon die Menschen leben.

### 1.

Ein Schuster lebte mit Frau und Kindern bei einem Banern zur Miete. Weber Hans noch Land besaß er und ernährte sich und die Familie durch seiner Hände Arbeit. Brot war tener, billig die Arbeit; was er einbrachte, ging für das tägliche Leben auf. Schuster und Frau besaßen zusammen nur einen Pelz, und auch dieser war abgetragen und zerseht, weshalb er sich vornahm, nachdem wieder ein Jahr vergangen, Schaffelle zu einem neuen Pelz zu kaufen.

Als der Herbst kam, hatte sich etwas Geld aufgesammelt: drei Rubel lagen in der Lade der Hausfrau, fünf Rubel flinfundzwanzig Kopelen hatte er bei den Banern im Dorfe aufstehen.

Am frühen Morgen machte sich der Schuster zurecht, um in das Dorf zu gehen; über das Hemd zog er die wattierte Baumwollensacke der Frau, darüber seinen luthesischen Krantan, er steckte den Dreirubelschein zu sich, schnitt einen Stecken zurecht und machte sich nach dem Fußstall auf den Weg. Fünf Rubel erhalte ich von den Banern, dachte er, die drei Rubel thue ich dazu und kaufe Schaffelle.

Als der Schuster in das Dorf kam, ging er zu einem seiner Kunden; er traf ihn nicht zu Hause, die Banersfrau aber versprach, im Laufe der Woche ihren Mann mit Geld zu schicken; Geld aber gab sie nicht. Er ging zu dem zweiten Kunden, der schwur hoch und tener, augenblicklich habe er kein Geld, nur zwanzig Kopelen zahlte er für eine Reparatur. Unser Schuster versuchte nun, die Schaffelle auf Schuld zu nehmen, der Gerber aber kreditierte nicht.

„Bringe Geld,“ ließ derselbe sich vernehmen, „suche aus, was dir gefällt. Wir wissen ja, wie man Unstände einzusammeln hat.“

Der Schuster hat also nichts ausgerichtet, um zwei Kopeten nahm er für Reparatur ein und von einem Bekam er alte Stiefel zum Besetzen.

Darüber betrubte er sich sehr, für die zwanzig Mark trank er Schnaps und ging, ohne Zelle eingekauft zu haben nach Hause. Während er geht, schlägt er mit dem St auf die von Reis überzogenen Steine, während die andere Hand die Stiefel schwenkt, und er spricht zu sich selbst

Auch ohne Pelz, sagt er, ist mir jetzt warm. Habe Gläschen getrunken, es rieselt mir durch alle Glieder; ein Schafpelz brauche ich nicht, auch ohne Pelz gehe ich vergnügt meines Weges. So ein Aderl bin ich nun ein Was sieht es mich an? Ich kann auch ohne Pelz in mein' Tage werde ich keinen brauchen. Die Frau wird sich grämen. Es ist ja auch sehr tränkend: du gibst ab für ihn und er zieht dich an der Nase herum. 1 mal auf: bringst du mir nicht das Meine, so nehme ich deine Pelzmütze, bei Gott, ich nehme sie dir. Was das heißen! Geht mir ein Zwanzigkopetensstück! fängst du mit zwanzig Kopeten an? Natürlich, in Eimen. Er sagt, er sei in Not. Und du, leidest du nicht Not? Er hat Haus und Vieh und alles, mit selbst bin alles in allem. Er hat eigenes Brot, ich muß mir's selber verdienen. Wo ich's auch herhole, drei Rubel in der Woche muß ich allein für Brot geben. Komme ich jetzt nach Hause, wird's mit dem 2 am Rande sein, muß wieder mit anderthalb Rubeln anrücken. Geht du mir das meine!

Unter diesem Selbstgespräch kam er um die Ecke Kapelle. Vor ihm schimmerte etwas. Bereits begann zu dämmern. Scharf blickte der Schuster hin, vermiedes nicht genau zu untersuchen. Ein Stein, denkt

lag hier nicht. Vieß kann es auch nicht sein. Ein Kropf, ähnlich einem Menschen . . . für einen Menschen aber ist es zu weiß. Wie er näher kommt, sieht er weich ein Wunder: sitzt da nackt, lebendig oder tot, ein Mensch, lehnt sich an die Kapelle, regt sich nicht. Dem Schuster wurde ängstlich zu Mut, er denkt: ein Mensch ist ermordet und ausgeplündert, die Leiche hat man liegen lassen. Wische ich mich ein, so werde ich in diese Sache verwickelt.

Und der Schuster ging weiter; der Mensch war nicht mehr zu sehen. Als er die Kapelle hinter sich hatte, blickte er sich um; da sieht er wieder den Menschen, der sich jetzt zu regen scheint, als ob er etwas aufmerksam betrachte. Noch ängstlicher wurde dem Schuster zu Mut. Soll er sich ihm nähern? soll er weiter gehen? Wächte nur, wenn ich ihm beispringe, mir selbst nichts Urges begegnen! Wer kann wissen, was das für Einer ist! Um Gutes zu thun, hat er sich hier nicht eingefunden. Trete ich heran, gleich ist er an mir und erwirgt mich. Und wenn er mir nicht den Garaus macht, so habe ich ihn auf dem Halse. Was soll ich mit einem Nackten anfangen? Von mir kann ich doch nichts herunterreißen und ihm das Letzte geben. Möge Gott mich gnädig vorüber bringen!

Er beschleunigte seine Schritte. Bald aber bekam er Gewissensbisse und blieb stehen.

Was thust du, Ssemjon? sagte er zu sich selbst. Der Mensch stirbt in der Not und du bekommst Angst, gehst vorüber. Bist wohl plötzlich reich geworden und fürchtest, man raube dir deinen Reichthum? Ei, Ssemjon, das ist nicht wohlgethan.

2.

Ssemjon ging zu dem Menschen. Als er nahe war, betrachtete er ihn aufmerksam. Vor sich hat er einen jungen gesunden Mann, keine Spur einer Gewaltthat ist auf dem Körper zu bemerken, nur sieht er durchfroren und ver-



schlichtert aus — noch immer sitzt er angelehnt, er blie Ssemjon nicht an, als ob er so geschwächt wäre, daß die Augen nicht zu öffnen vermag. Ssemjon tritt dicht zu ihm. Plötzlich kommt der Mensch zu sich, wendet den Kopf, öffnet die Augen und blickt auf Ssemjon. Von dieser Blicke an gestel der Mensch dem Ssemjon, er warf die Filzstiefel auf die Erde, nahm den Gürtel ab, legte denselben auf die Stiefel und zog den Kasten aus.

Was ist da weiter zu schwagen, meint er. Biehe ich das da an — und vorwärts!

Ssemjon faßte den Menschen unter die Arme und half ihm, sich zu erheben. Der Mensch erhob sich. Ssemjon sieht einen zarten reinlichen Körper, Hände und Füße sind unbeschädigt, das Gesicht ist voll Liebreiz. Ssemjon war ihm den Kasten über die Schulter, war ihm behilflich, die Arme zu kommen, und umgürte ihn.

Die Milche nahm Ssemjon vom Kopfe, wollte sie den Nacken aufsetzen; aber ihm selbst wurde es kalt um den Kopf; ich habe eine Wunde, denkt er, er aber hat lange locke Haare. Und er setzte die Milche wieder auf. Lieber ich ihm die Filzstiefel anziehen.

Er ließ ihn niederstehen und zog ihm die Filzstiefel an.

Nachdem er ihn auf solche Weise bekleidet hatte, saß der Schuster:

„So ist's recht, Bruder. Nun mußt du die Bewegungen machen, um warm zu werden. Kannst du gehen?“

Der Mensch rührte sich nicht von der Stelle, annahm blickt er Ssemjon an, vermag aber nicht zu sprechen.

„Was redest du denn nicht? Wir können ja hier nicht überwintern. Man muß doch ins Warme kommen. Du meinen Stecken und sitze dich auf mich, wenn du so schwach fühlst.“

Und der Mensch ging, leicht schritt er, blieb nicht zurück.

„Wo bist du zu Hause?“

„Ich bin nicht aus hiesiger Gegend.“

„Die Hiesigen kenne ich alle. Wie kamst du aber zur Kapelle?“

„Ich vermag's nicht zu sagen.“

„Dir haben wohl Menschen ein Leid gethan?“

„Niemand that mir Böses an. Gott hat mich ge-  
straft.“

„Versteht sich, alles kommt von Gott. Aber irgendwo  
muß man doch unterkriechen. Wohin mußt du gehen?“

„Mir ist es einerlei.“

Esenjon wundert sich. Er hat es mit keinem Taugen-  
 nichts zu thun, saugt ist die Liebe des Fremden, trotzdem  
aber bleibt er verschlossen. Esenjon denkt: was kann nicht  
alles auf der Welt vorkommen.

„Komm zu mir in mein Haus,“ sagt er darauf zu dem  
Menschen, „wirß dich ein wenig erholen.“

Esenjon geht, der Fremde bleibt neben ihm. Ein Wind  
hatte sich erhoben, wehte dem Esenjon unter das Heud,  
der Klausch verlor sich allmählich und es fröstelte ihn. Fester  
hüllt er sich in die Jacke seiner Frau und denkt dabei: da  
hast du nun deinen Pelz. Des Pelzes wegen bin ich ge-  
gangen und nun komme ich ohne Kasten nach Haus, bringe  
obenein einen Nackten mit. Matrjona wird mich dafür  
nicht loben! Wie er an seine Matrjona denkt, wird ihm  
ganz traurig zu Mut; als er aber auf den Fremden blickt,  
freut sich sein Herz.

### B.

Zeitig hatte Esenjons Weib ihr Hauswesen in Ord-  
nung gebracht, Holz war gehackt, Wasser getragen, die Kin-  
der waren geflütert, sie selbst hatte gegessen und nun über-  
legte sie, wann sie den Brotteig einstellen sollte: heut oder  
morgen. 's ist noch ein großes Ende geblieben. Hat der  
Esenjon im Dorf gegessen und ist er zum Abendbrot nicht  
viel, so wird das Brot langen.

Matrjona wendet die Staute hin und her und der werde heut den Teig nicht aufsetzen. Überhaupt haben i nur noch Mehl zu einem Gebäck. Bis Freitag werden wir noch hinziehen.

Sie legte das Brot beiseite und setzte sich an den Ti um ein Hemd ihres Mannes zu flicken. Während sie flickt sie sich aus, wie ihr Mann die Felle einkauft.

Wenn ihn nur der Gerber nicht hintergeht! M Ssemjon ist ja so voll Einfalt. Er selbst wird keinen h ters Licht führen, mit ihm aber wird ein Hund fertig. I Dunkel sind keine Kleinigkeit, einen guten Pelz kann u dafür bekommen. Habe mich im letzten Winter ohne Pelz helfen müssen: nirgendwohin, nicht einmal zum Spülen. Ißlischen konnte ich gehen. Ging er aus, so mußte er a anziehen, und mir blieb nichts. Er ist schon lange f mißte längst zurück sein. Ob mein Falke nicht irgent hängen geblieben ist?

Kann hatte es Matrjona gedacht, als die Stufen der Vortreppe karrten. Sie steckte die Nadel fest und i in das Vorhaus. Sie steht: Zwei sind gekommen Ssemjon und mit ihm ein Bauer in Filzstiefeln ohne Wl

Sofort spürte Matrjona den Brauntweingernuch, von ihrem Manne ausging. Es ist so gekommen, b sie, wie ich's mir vorgestellt habe. Und wie sie steht, er ohne Kasten ist, nur in ihrer Jacke, und nichts i bringt, wie er schweigt und das Gesicht verzieht, will das Herz stilsitzen. Das Geld vertraut er, mit irge einem Lumpen brachte er es durch, und den schleppt er c noch mit.

Sie ließ beide eintreten. Vor ihr steht ein frem junger magerer Mensch, ihres Mannes Kasten hat er das Hemd unter demselben ist nicht zu sehen, er trägt l Mühe. Regungslos steht er da, hebt auch die A nicht auf. Matrjona denkt: das kann kein guter Me sein — er ist so sehen.

Sie machte ein verdrießliches Gesicht und trat an den Ofen.

Ssemjon nahm die Milke ab und setzte sich auf die Bank, als ob nichts vorgefallen wäre.

„Matrjona,“ sagte er, „gieb doch das Abendbrot.“

Matrjona brummte sich etwas unter die Nase und schrie sich nicht vom Fleck, bald blickte sie den einen an, bald den anderen, und schüttelte nur mit dem Kopfe. Ssemjon bemerkte wohl, daß sein Weib nicht bei Laune sei. Er thut aber, als sähe er es nicht, und nimmt den Fremden bei der Hand.

„Setz dich, Bruder,“ sagte er, „wir wollen zu Abend essen.“

Der Fremde setzte sich auf die Bank.

„Hast du denn kein Abendbrot?“

Matrjona lief die Gasse über.

„Abendbrot habe ich, aber nicht für dich. Hast deinen Verstand vertrunken, wie ich sehe. Nach einem Belz ist er gegangen, ohne Kasten kommt er zurück und bringt einen nackten Landstreicher mit. Ich habe kein Abendbrot für euch Trunkenbolde.“

„Höre auf, Matrjona, schwallte nicht sinnlos. Frage erst, was das für ein Mensch ist . . .“

„Sage du, wo du das Geld verthan hast.“

Ssemjon griff in die Tasche, nahm den Dreirubelschein heraus und legte ihn auf den Tisch.

„Hier ist das Geld. Tröskmow zahlte nicht, er hat die Zahlung zu morgen versprochen.“

Noch mehr packte Matrjona der Ärger an.

„Den Belz hat er nicht gekauft, aber den letzten Kasten zog er einem Nackten an und nahm ihn mit nach Hans.“

Sie griff nach dem Schein, ging beiseite, um ihn zu verwahren, und sprach dabei:

„Ich hab' kein Abendbrot. Allen Trunkenbolden kann ich nicht zu essen geben.“

„Ey, Matrjona, nicht so schnell mit der Zunge — höre erst an, was man dir sagt.“

„Von einem betrunkenen Narren werde ich viel Vernünftiges zu hören bekommen. Nicht umsonst wollte ich dich Trunkenbold nicht heiraten. Die Fehlvand, die mein Mitterchen mir gegeben, hast du betrunken — nach dem Pelz bist du gegangen — alles hast du betrunken.“

Semjon will dem Weibe auseinanderlegen, daß er nur zwanzig Kopfen betrunken habe, sagen will er ihr, wie er zu dem Menschen gekommen sei, Matrjona aber läßt ihn nicht ein Wort aussprechen, es sprudelt nur so aus ihr, immer zwei Worte sagt sie auf einmal; was vor zehn Jahren gewesen, auch das bringt sie aufs Tapet.

Sie redete sich außer Atem, lief zu Semjon und sagte ihn am Armel.

„Gieb mir meine Jacke! Eine Jacke habe ich nur noch und selbst die hast du mir genommen und dir angezerrt. Gieb sie her, du Schubbiack — hol' dich der Teufel!“

Semjon wollte die Jacke anziehen, drehte aber dabei die Armel um. Das Weib zog, die Jacke knackte in den Nähten. Matrjona riß die Jacke an sich, warf sie über den Kopf und lief an die Thür. Sie wollte hinausgehen, besaun sich aber und blieb stehen; im Horn möchte sie ihr Gift von sich schlenbern, zugleich aber wissen, was es mit dem Menschen für eine Verwandtniß habe.

#### 4.

„Wär's ein guter Mensch,“ ließ sich Matrjona wieder vernehmen, „so würde er nicht nackt herumlaufen; nicht mal ein Hemd hat er auf dem Leibe. Auf schlimmem Wege bist du gewesen und willst deshalb nicht sagen, wie du zu dem feinen Herrn gekommen bist.“

„Ich sag's dir ja, Matrjona: wie ich auf dem Wege bin, sitzt er an der Kapelle ohne Kleidung, ganz erfroren. 's ist ja nicht Sommer, daß man nackt sitzen könnte.“

Gott hat mich zu ihm geführt, ohne mich wäre er verloren gewesen. Was war da weiter zu thun? Manches kommt auf der Welt vor. Ich bekleidete ihn, so gut ich's vermochte, und nahm ihn mit mir. Fahre nicht auf, es ist Illude, Matziona. Man muß an den Tod denken."

Im Begriff, wieder von neuem anzufangen, sah Matziona auf den Fremden und schwieg. Der Fremde rührte sich nicht, er saß da, wie er sich auf den Rand der Bank gesetzt hatte — die Hände über die Kniee gefaltet, den Kopf geneigt, mit geschlossenen Augen; als ob ihn etwas quälte, zieht er die Bräuen zusammen. Matziona redete kein Wort. Da sagte Esemjon:

"Matziona, ist denn kein Gott in dir?"

Matziona blickte noch immer auf den Fremden. Ihr Gesicht war auf einmal verschwunden. Sie stellte einen Napf auf den Tisch, goß Mineralbier hinein und legte die Brottaute, das Messer und die Löffel daneben.

Esemjon lud den Gast ein, schnitt das Brot, brockte es ein, und sie begannen zu essen. Matziona setzte sich zu ihnen, stülpte den Kopf auf eine Hand und sah unverwandt auf den Fremden.

Sie fühlte Mitleid mit ihm und er ward ihr lieb. Und plötzlich heiterte sich sein Gesicht auf, die Augenlider auf seiner Stirn wichen, auch er blickte Matziona an und lächelte.

Nach dem Abendbrot hatte Matziona abgetragen. Jetzt fragte sie den Fremden aus.

"Wo bist du zu Hause?"

"Ich bin nicht aus hiesiger Gegend."

"Wie kommst du zur Kapelle?"

"Ich kann es nicht sagen."

"Wer hat dir ein Leid gethan?"

"Gott hat mich gestraft."

"Nacht saßest du da?"

"Nacht saß ich da, war im Erfrieren. Esemjon sah

mich, empfand Mitleid, bekleidete mich mit seinem Maf und brachte mich hierher. Und du gabst mir zu essen, trinken, auch du hattest Mitleid mit mir. Gott wird Euch belohnen!"

Matrjona stand auf, nahm vom Fenster Semsjons alt Hemd — dasselbe, welches sie gestickt hatte — und reid es dem Fremden; auch eine Hose fand sie und gab sie ihm.

„Nimm. Ich sehe ja, du hast kein Hemd. Lege dich nieder, wo es dir gefällig ist -- dort in den Vorraum oder auf den Ofen.“

Der Fremde zog Hemd und Hose an und legte sich den Vorraum. Matrjona aber nahm den Mastan, lösch das Licht aus und bettete sich neben ihrem Manne.

Mit der Hälfte des Mastans zugebedt, lag sie da und konnte nicht einschlafen, der Fremde kam ihr nicht aus dem Gedanken. Wie sie daran denkt, daß er die letzte Brotkrume gegessen, daß zu morgen kein Brot übrig ist, daß sie Hemd und Hose fortgegeben, wird ihr bänglich zu Mut; aber so lächeln kommt in ihre Gedanken, und da jubelt ihr Herz.

Lange vermochte sie nicht einzuschlafen; wie sie hört, daß auch Semsjon nicht schläft, zieht sie den Mastan weit über sich.

„Semsjon!"

„He?"

„Ihr habt ja das letzte Brot aufgegessen und ich habe kein neues aufgestellt. Ich weiß nicht, wie ich's morgen machen soll, werde wohl bei der Wobatterin Wadousa bitten müssen.“

„Leben wir, so werden wir auch satt sein.“

Das Weib lag eine Weile schweigend.

„Er scheint dennoch ein guter Mensch zu sein. Woherhalb spricht er nicht offen?"

„Wahrscheinlich geht es nicht an.“

„Semsjon!"

„He?"

„Wir helfen anderen. Weshalb hilfst du niemand?“

Ssemjon wußte nicht, was er antworten sollte.

„Sör' auf zu reden,“ sagte er, drehte sich um und schloß ein.

# 5.

Als Ssemjon am Morgen aufwachte, schliefen die Kinder noch. Die Frau war ausgegangen, um bei der Nachbarin Brot zu leihen. Auf der Bank, im alten Hemd und in den Hosen, sitzt der Fremde und blickt zum Dien. Sein Gesicht ist stiller als gestern.

„Nun, lieber Mensch,“ redet ihn Ssemjon an, „der Leib verlangt Nahrung und der nackte Körper Kleidung. Man muß für Leibes Nahrung und Notdurft sorgen. Was kannst du arbeiten?“

„Ich verstehe nichts.“

Ssemjon wundert sich und sagt:

„Wenn man nur Lust hat, der Mensch vermag alles zu lernen.“

„Die Menschen arbeiten, auch ich werde arbeiten.“

„Wie heißest du?“

„Michail.“

„Willst du dich mir nicht offenbaren, so ist das deine Sache. Ernähren aber mußt du dich. Arbeite, wie ich dich anweise, dann will ich für dich sorgen.“

„Gott beschütze dich, ich werde lernen. Zeige mir an, was ich thun soll.“

Ssemjon nahm einen Pechdraht und machte eine Öse.

„Sieh genau her, 's ist keine Schwierigkeit dabei.“

Michail merkte genau auf und machte eine Öse.

Ssemjon gab weitere Anweisung. Michail begliff alles sogleich.

Was für eine Arbeit der Meister ihm anzeigte, Michail erwies sich gelehrt und geschickt. Bereits am dritten Tage schaffte er so, als ob er sein Leben lang geschult hätte.



Er arbeitet, ohne aufzublicken, und ist wenig. Ist bei dem Meister keine Arbeit, so sitzt Michail schweigend da und blickt nach oben, er geht nicht auf die Straße, kein lebhaftes Wort kommt aus seinem Munde, er treibt kein Scherz, er lacht nicht.

Nur das eine Mal sahen die Schustersleute, wie glücklich hatte: am ersten Abend, als ihm die Frau das Abendbrot gereicht.

## 6.

Tag reichte sich an Tag, Woche an Woche — und die Zeit war um.

Noch immer wohnte Michail bei Semjon und arbeitete. Über Semjons Gesellen war das Gerücht verbreitet, und man verstand wie er, sauber und banerhaft die Stiefel zu nähen. Aus der Umgegend kamen die Leute, um Stiefel machen zu lassen, so daß Semjons Besitz mehrte.

Einmal im Winter sitzen Meister und Geselle und arbeiten. Ein verdeckter Schlitten mit einem Dreigespann kommt angefahren; es klingeln die Glockchen an dem Hals der Pferde. Der Schlitten hielt, ein Diener schwang vom Vordach und öffnete die Wagenthür. Ein Herr im Frock flieg aus. Als er an die Treppe von Semjons Hof gekommen war, riß Matrjona weit die Thür auf. Der Herr blinzelte, trat in die Stube, dann reckte er sich — beinahe stieß er mit dem Kopf an die Decke, etwa den vierten Theil der Stube nahm er ein.

Semjon stand auf, verbogte sich und schaute in Verwunderung den Besucher an. Einen solchen Menschen hatte er noch nie gesehen. Semjon selbst ist mager, wie auch Michail und Matrjona blühen wie ein Sprieß. Der fremde Mann aber macht den Eindruck, als käme er aus einer anderen Welt; sein Gesicht ist rot, gequoll

der Hals wie bei einem Ochsen, der ganze Mensch wie aus Eisen gegossen.

Der Herr verschmauste sich, legte den Pelz ab, setzte sich auf die Bank und sagte:

„Wer ist hier der Meister?“

Esenjon trat vor und entgegnete:

„Ich, Euer Gnaden.“

Der Herr winkte dem Diener.

„Gieb die Ware her.“

Der Diener brachte einen Packen, welchen der Herr in Empfang nahm und auf den Tisch legte.

„Ausblenden!“ befahl er.

Der Diener band den Packen auf.

„Nun, Schuster,“ fragte der Fremde, „siehst du die Ware?“

„Ich sehe sie, Euer Wohlgeboren.“

„Begreiffst du, was das für eine Ware ist?“

Esenjon betastete dieselbe und sagte:

„Gute Ware!“

„Ich glaube wohl, daß sie gut ist. Du Dummkopf hast ja noch nie eine solche Ware gesehen. Deutsche Ware! Zwanzig Rubel habe ich dafür bezahlt!“

Verächtelt sagte Esenjon:

„Wo sollten wir dergleichen gesehen haben?“

„Will's glauben. Kannst du aus dieser Ware Stiefel aus meinen Fuß machen?“

„Ich kann's, Euer Gnaden.“

Der Herr schrie ihn an.

„Begreife aber, für wen du arbeitest und was das für ein besonderes Leder ist. Mache mir Stiefel, welche ein Jahr lang sich tragen, ohne schief zu werden, ohne in den Nähten zu platzen. Wenn du's verstehst, greife zu — schnelbe das Leder zurecht. Verstehst du's nicht, so lasse deine Hand ab, verschnelbe nicht das Leder. Im voraus sage ich dir: platzen die Stiefel oder werden sie in einem

Jahre schief, so bringe ich dich ins Gefängnis. Treten sie sich nicht schief, halten sie ein rundes Jahr, so zahle ich dir zehn Rubel für deine Arbeit."

Semenjon wurde ängstlich zu Mut, er wußte nicht, was er erwidern sollte; er guckt auf Michail, zupft ihn am Collarbogen und flüstert:

"Soll man's annehmen?"

Michail nickt mit dem Kopfe, als wolle er sagen: nimm die Arbeit.

Nummehr erklärte Semjon sich bereit, Stiefel zu nähen, die weder schief werden noch sich zertrennen. Der Herr gab seinem Diener, ihm den Stiefel vom linken Fuß abzuziehen, und streckte das Bein aus.

"Nimm Maß!"

Semenjon nähte einen langen Papierstreifen zusammen, faltete ihn, stellte sich auf die Kniee, wuschte seine Hände in der Schürze, um den Strumpf des Herrn nicht zu beschmutzen, und begann Maß zu nehmen. Er maß Fuß und Fußblatt ab; als er aber an die Wade kam, reißt der Streifen nicht aus — die Wade war wie ein dickes Balken.

"Passe auf, daß der Schaft nicht zu eng wird!"

Semenjon vergaßerte den Streifen. Der Herr bewachte die Fäden im Strumpf, sah sich in der Hölle um und blinzelte Michail.

"Wer ist denn der da?" herrschte er Semjon an.

"Der gerade ist mein Meister," entgegnete Semjon, "der wird die Stiefel nähen."

"Denke daran, daß die Stiefel ein Jahr halten mußten."

Auch Semjon sah auf Michail und bemerkte, daß derselbe gar nicht auf den Herrn achtete, sondern in die Luft starrte, als ob dort etwas seine Aufmerksamkeit vollständig in Anspruch nähme. Michail sah und sah — plötzlich lächelte er, sein Antlitz wurde leicht.

„Was stelschest du die Zähne, Dummkopfl“ fuhr ihn der fremde Herr an. „Nichte lieber darauf, daß meine Stiefel rechtzeitig fertig werden.“

„Genau zur Zeit werden sie fertig,“ erwiderte Michail.  
„Halte dich zu!“

Der Herr zog den Stiefel wieder an, hüllte sich fest in seinen Pelz ein und ging zur Thür; aber er vergaß sich zu bücken und stieß mit dem Kopf an den Quersposten.

Er geriet ins Schimpfen, rieb seinen Kopf, setzte sich in den Wagen und fuhr fort.

Als der Herr fortgefahren war, sagte Ssemjon:

„Der ist mal fest — den Pfoften hat er beinahe angestoßen, aber es macht ihm nichts aus.“

Und Matrjona rief:

„Wie sollen bei ihrem lipptigen Leben diese Leute nicht robnst sein! So einen kann selbst der Tod nicht unterdrücken.“

## 7.

Und Ssemjon sagte zu Michail:

„Genommen haben wir wohl die Arbeit. Daß wir damit nun nicht ins Unglück geraten! Tenre Ware, und der Herr ist böse. Schärfer sind deine Augen, du hast auch den rechten Griff besser in den Händen als ich. Nimm das Maß, schneide das Leder zu. Ich werde inzwischen ein Paar Berschuhe fertig nähen.“

Michail that, wie ihm geheißen; er nahm das Leder, breitete es auf dem Tisch aus, legte es zusammen und schnitt zu.

Matrjona trat hinzu und konnte sich nicht genug verwundern. Auch sie ist in die Schnfterarbeit eingenöhnt. Sie sieht, daß Michail Totenschuhe zuschneidet.

Sie wollte etwas sagen, unterließ es jedoch. Wahrscheinlich, überlegte sie, begriff ich nicht recht, was der Herr bestellt hat. Michail muß es besser wissen, ich will mich nicht einmischen.

Michail schnitt das Paar zu, dann begann er zu — aber nicht mit einem Doppelsaden nach Schuhschneiderei, sondern mit einem einfachen Faden, wie man Schuhe näht.

Wieder wunderte sich Matrjona, mischte sich aber jetzt nicht ein. Michail nähte weiter. Man nahm Vesperbrot ein. Als Semjon sich erhob, sah an Michail hatte Totenschuhe genäht.

Semjon wurde bestürzt. Wie erkläre ich mir denkt er. Ein Jahr wohnt bei Michail, und ein Irrtum vor und jetzt richtet er sich ein ungeheurer Stiefel mit hohen Schäften auf Doppelsohlen hat bestellt, er aber machte Totenschuhe mit leichten Sohlen verdaß das Leder. Wie komme ich nur mit dem zurecht! So ein Leder ist nicht aufzutreiben.

Und er sagte zu Michail:

„Was thatest du, lieber Mensch? Du hast in Grunde gerichtet. Stiefel bestellte der Herr — und nähest du?“

Seemann hatte er angefangen, Michail Vorwaise zu machen, als an der Thüre geklopft wurde. Man blickte hinaus, man war angeritten und band sein Pferd an. Es wurde geöffnet. Der Diener des fremden Herrn trat.

„Geiß gegrüßt.“

„Geiß gegrüßt. Was giebt's?“

„Der Stiefel wegen schläft mich die Herrin . . .“

„Wie denn . . . der Stiefel wegen . . .“

„Ja, wegen der Stiefel. Stiefel hat der Herr mehr nötig. Der Herr wünscht Euch langes Leben.“

„Was redest du?“

„Während der Fahrt ist er gestorben. Als der C vor seinem Hause hielt und man ihm herausgeholfen, lag er hingestreckt, er war schon erstarrt; mit Witz

\*) Die übliche Formel der mündlichen Todesanzeige

man ihn in das Haus. So schickt mich denn die Herrin hierher. Sage dem Schuster, befehl sie, daß der Herr, welcher die Stiefel bestellte und das Leder zurückließ, die Stiefel nicht mehr nötig hat. Aus dem Leder soll man schnell Totenschuhe für den Toten nähen. Warte, bis sie fertig sind. So bin ich zu dir gekommen."

Michail sammelte die Abschnitte, rollte sie zusammen, schlug Sohle an Sohle der fertigen Totenschuhe aneinander, wuschte sie mit der Schürze ab und übergab dem Diener die Rolle und die Schuhe.

## 8.

Die Jahre vergingen, bereits das sechste Jahr lebt Michail bei Ssemjon; wie früher lebt er, verläßt nicht das Haus, spricht nichts Überflüssiges. Nur zweimal während dieser ganzen Zeit sah man ihn lächeln: das eine Mal, als ihm die Schustersfrau das Abendbrot vorsetzte, und das zweite Mal über den fremden Herrn. Ssemjon kann sich nicht genug freuen über seinen Gefellen und er fragt ihn auch nicht mehr, woher er sei; nur das eine fürchtet er, Michail möchte ihn verlassen.

Wie sie einst beisammen sitzen und Matrjona die Töpfe in den Ofen stellt, laufen die Kinder auf den Bänken hin und her und schauen durch die Fenster. An einem Fenster arbeitet Ssemjon, an dem anderen sitzt Michail und macht einen Hacken.

Der Knabe läuft auf der Bank zu Michail, lehnt sich auf dessen Schulter und schaut durchs Fenster.

"Onkel Michail, sieh mal: die Frau mit den kleinen Mädchen kommt wohl zu uns. Aus von den Mädchen hinkt."

Als er diese Worte vernommen, legte Michail seine Arbeit beiseite und sah hinaus.

Ssemjon wunderte sich. Noch niemals hatte Michail einen Blick auf die Straße geworfen und jetzt kann er sich vom Fenster nicht losreißen. Auch Ssemjon schaute hinaus.

Er steht in der That eine sauber gekleidete Frau in den Hof treten, an den Händen hält sie zwei kleine Mädchen in Mäntelchen und gewirkte Tücher um den Kopf -- die Mädchen eins wie das andere; nur das eine hinten.

Die Frau trat in das bunte Vorhaus, tastete an der Thür, öffnete dieselbe und ließ die Mädchen vorgehen.

„Grüß Gott!“

„Seid willkommen! Was ist gefällig?“

Die Frau setzte sich an den Tisch, schon drängten sich die Mädchen an sie.

„Lebersstiefel für die Mädchen zum Frühjahrs.“

„So kleine Stiefel haben wir noch nicht angefertigt aber wir können es; Michail ist Meister in jeder Schnit-  
arbeit.“

Ssemjon blidt auf Michail — der wendet nicht die Augen von den Mädchen.

Noch mehr wundert sich Ssemjon über seinen Gesellen. Freilich sind es hübsche Mädchen, schwarzäugig, und un-  
rotbackig; hübsch sind Pelzchen und Tüschelchen. Ssemjon aber kann nicht begreifen, weshalb Michail die kleine Mädchen so unverwandt anschaut, als ob er sie kenne.

Ssemjon handelte mit der Frau. Als sie einzig waren tastete er das Maß, die Frau nahm das hinkende Mädchen auf die Kniee und sagte:

„Hier von dem Mädchen mußt du zwei Maße nehmen einen Stiefel mache für den linken Fuß, für den rechte Fuß drei. Gleiche Füßchen haben sie, eins wie das ander Sie sind Zwillinge.“

Ssemjon nahm Maß, wie ihm geheißen.

„Was geschah mit ihr?“ fragte er. „So ein hübsche Mädelchen! Ist sie so von Geburt an?“

„Nein, ihre Mutter hat das Füßchen eingedrückt.“

Matrjona mischte sich ein.

„Bist du nicht die Mutter?“

„Weder Mutter noch Verwandte. Es sind angenommene Kinder.“

„Nicht eigene Kinder . . . und du liebst sie so.“

„Wie soll ich sie nicht lieb haben! An meiner Brust habe ich sie genährt. Ich hatte ein eigenes Kind, aber Gott nahm es zu sich — ich liebte dasselbe nicht so, wie ich diese Mädchen liebe.“

## 9.

Die Frau kam aus Gespräch.

„Ungefähr sechs Jahre sind es her,“ erzählte sie. „In einer Woche wurden die Kinder elternlos: an einem Dienstag begrub man den Vater, Freitags starb die Mutter. Mein Mann und ich lebten als Bauern im Dorfe. Es waren unsere Nachbarn. Wir wohnten Hof an Hof. Ihr Vater fällte Holz im Walde. Ein Bann fiel auf ihn, zermalmte ihn so, daß die Eingeweide herausquollen. Kaum hatte man ihn nach Hause gebracht, als er seinen Geist aufgab. Und das Weib kam im Laufe der Woche mit Zwillingen nieder, diesen Mädchen Krumm, Verlassenheit — sie war allein, keine Mte, kein Mädchen um sie. Allein hatte sie geboren, allein starb sie auch. Wie ich am Morgen die Nachbarin besuche und zu ihr in die Stube trete, war sie schon erstarrt. Als sie im Sterben lag, hat sie sich auf das Mädchen gewälzt, ihr den Fuß verrenkt. Die Bauern versammelten sich. Man wusch die Tote, kleidete sie, machte einen Sarg und begrub sie. Alles das thaten die guten Leute. Die kleinen Mädchen blieben allein. Wo sie lassen? Ich war das einzige von den Weibern, welches ein Kind an der Brust hatte. Mein eigenes Kind nährte ich bereits die achte Woche, vorläufig nahm ich auch die Zwillinge zu mir. Wieder kamen die Bauern zusammen, sie dachten und dachten, was mit den kleinen geschehen sollte, und sagten zu mir: behalte sie bis auf weiteres bei dir, Marja, wir wollen uns inzwischen umthun, sie an



anderer Stelle unterzubringen. Ich hatte das unversehte Kind an die Brust genommen, das andere aber stillte ich nicht; daß daselbe am Leben bleiben würde, schien mir nicht wahrscheinlich. Dann aber dachte ich: wofür soll die Engelsseele unkommen? Ich empfand Mitleid und gab auch ihr die Brust. Ich war jung, bel Adästen, hatte gute Nahrung. Und Gott gab mir Milch in Überfluß. Zwei trinken, und das dritte wartet; hat eins genug, nehme ich das dritte an die Brust. Aber der Herr wollte, daß die Zwillinge gebohen und lebten, während ich mein Kind im zweiten Jahre begab. Gott gab mir keine Kinder mehr. Unser Besitz mehrte sich. Jetzt wohnen wir hier in der Mühle beim Kaufmann. Auskömmliches Gehalt, gutes Leben. Wir haben ja keine eigenen Kinder. Wie sollte ich leben, wenn ich diese kleinen Mädchen nicht hätte! Ich muß sie ja lieben! Ohne sie würde ich verlöschen wie ein Licht."

Mit einer Hand preßte die Frau das hinkende Mädchen an sich, mit der anderen wischte sie sich Thränen von den Wangen.

"Es scheint, daß das Sprichwort nicht umsonst sagt, ohne Vater und Mutter könne man sein Leben verbringen, ohne Gott aber nicht."

So sprachen sie eine Weile, dann erhob sich die Frau zu gehen. Die Schusterkente gaben ihr das Geleit. Sie sahen sich nach Michael um. Der sitzt da, die Arme auf den Knien gefrenzt, schaut nach oben und lächelt.

## 10.

Esaujon trat zu ihm.

"Was ist mit dir, Michael?"

Michael stand von der Bank auf, band die Schürze ab, verbogte sich vor Esaujon und Matriona und sagte:

"Verzeiht mir. Mir hat Gott verziehen, verzeiht auch Ihr."

Und mit Staunen sahen Semjon und Matrjona, daß von Michail ein Leuchten ausging. Semjon erhob sich, verbogte sich vor Michail und sagte:

„Ich sehe, Michail, daß du kein Menschenkind bist wie wir. Ich kann dich nicht halten, ich kann dich auch nicht ausforschen. Sage mir nur das eine: weshalb, als ich dich fand und in mein Haus brachte, warst du verflüster — als aber Matrjona dir das Abendessen bot, lächeltest du ihr zu und wurdest lichter? Dann, als der Herr die Stiefel bestellte, lächeltest du zum zweitenmal und noch lichter wurdest du selbst. Und jetzt, als die Frau mit den Kindern kam, lächeltest du zum drittenmal und ein Glanz geht von dir aus. Sage mir, weshalb du dreimal gelächelt hast — weshalb dieses Leuchten dich verklärt.“

Michail antwortete:

„Ein Leuchten geht von mir aus, weil ich Strafe erduldet und Gott mir jetzt verzeihen hat. Gelächelt habe ich dreimal, weil ich drei Worte Gottes begriff. Das eine Wort Gottes begriff ich, weil meine Frau Mitleid mit mir hatte; da lächelte ich zum erstenmal. Als der Herr die Stiefel bestellte, begriff ich das zweite Wort; da lächelte ich das zweite Mal. Und jetzt, als ich die kleinen Mädchen sah, begriff ich das dritte, das letzte Wort, ich lächelte zum drittenmal.“

Und Semjon sagte:

„Vertrane mir, Michail, für welche Schuld Gott dich gestraft hat, und was sind das für Worte, damit auch ich sie begreife.“

„Gott hat mich gestraft,“ entgegnete Michail, „weil ich ihm nicht gehorham gewesen. Ich war ein Engel im Himmel und Gott sandte mich, um die Seele einer Frau in den Himmel zu tragen. Ich flog zur Erde — ich sehe: es liegt ein Weib krank, Zwillinge hat sie geboren, zwei Mädchen. Die kleinen regen sich neben der Mutter, und die Mutter kann sie nicht an die Brust legen. Das Weib sah

nich, begriff, daß Gott mich nach ihrer Seele geschickt hatte, begann zu weinen und sagte: Engel Gottes, eben ist mein Mann begraben worden, ein Baum erschlug ihn. Ich habe weder Schwester noch Tante noch irgend eine Helferin, niemand ist da, der meine Waisen aufziehen wird. Nimm nicht meine Seele! Laß mich die Kinder tranken, nähren, auf die Fülle stellen. Ohne Vater und ohne Mutter können ja Kinder nicht leben. Und ich erfüllte ihren Wunsch. Das eine Mädchen legte ich an ihre Brust, in ihre Arme das andere. Ich erhob mich zum Himmel, zu Gott. Ich vermochte nicht, o Herr, sprach ich, der Wöchnerin die Seele zu nehmen. Ein Baum hat den Vater erschlagen, die Mutter hat Zwillinge geboren, sie fleht, ihr die Seele zu lassen, und sagt: laß mich meinen Kindern Nahrung reichen, sie großziehen! Ohne Vater und ohne Mutter können ja Kinder nicht aufwachsen. Ich, o Herr, nahm nicht die Seele der Mutter. Und Gott sprach: Nimm der Wöchnerin die Seele und du wirst drei Worte begreifen: du wirst erfahren, was in den Menschen ist, was ihnen nicht verliehen ist und wovon die Menschen leben. Hast du diese drei Worte begriffen, so kehre wieder in den Himmel. Ich flog zur Erde und nahm die Seele der Wöchnerin. Da ließen die Neugeborenen die Brüste los, der Körper der Mutter streckte sich auf dem Lager, preßte auf eins der Mädchen und verletzte dessen Fuß. Um die Seele zu Gott zu führen, hob ich mich über das Dorf. Der Wind erfaßte mich, schliefen wurden meine Fingel, sie fielen von mir ab . . . und die Seele flog allein zu Gott. Ich aber fiel am Wege auf den Boden hin.

## 11.

Esenjou und Matriona begriffen, wen sie geküßet, genährt, beherbergt hatten. Und sie weinten vor Angst und Freude.

Weiter sagte der Engel:

„Allein, nackt blieb ich auf dem Felde. Früher kannte ich nicht der Menschen Not, nicht Kälte und Hitze — und nun war ich selbst ein Mensch. Ich wurde hungrig, mich fror, ich wußte nicht, was ich beginnen sollte. Wie ich um mich schaute, sah ich eine dem Herrn geweihte Kapelle. Ihr näherte ich mich, dort glaubte ich ein Obdach zu finden. Doch die Kapelle war verschlossen. Um mich vor dem Winde zu schützen, setzte ich mich hinter dieselbe. Der Abend kam, ich war hungrig und erstarrt und ganz elend. Plötzlich bemerkte ich einen Menschen, der auf dem Wege geht, er trägt ein Paar Stiefel in der Hand und redet mit sich selbst. Seit ich Mensch geworden, sah ich zum erstenmal ein sterbliches Antlitz. Ich äugelte mich vor ihm, ich wendete mich ab. Ich höre die Rede dieses Menschen, wie er seinen Körper vor der Winterkälte bewahren, wie er Weib und Kinder ernähren solle. Ich dachte bei mir: vor Kälte und Hunger vergehe ich, und da geht ein Mensch vorüber, welcher nur denkt, wie er sich und sein Weib mit einem Pelze bedecke und die Seinen ernähre — der kann mir nicht helfen. Der Mensch sah mich, er wurde noch schrecklicher, schen ging er an mir vorüber. Ich lag in Verzweiflung. Plötzlich höre ich, daß der Mensch zurückkommt. Ich aber erkannte in ihm nicht den früheren Menschen. Vordem war Tod in ihm, nun atmete er Leben und in seinem Antlitz erkannte ich Gott. Er kam zu mir, bekleidete mich, nahm mich hilfreich in sein Haus. Ein Weib sah uns zusammen eintreten und redete arge Worte. Schrecklich war mir das Weib. Wie Todesodem glug es von ihr aus, kaum vermochte ich zu atmen vor diesem Hauch des Todes. Sie wollte mich wieder in die Kälte jagen, und ich sah, daß sie sterben würde, wenn sie es that. Da erinnerte sie ihr Mann an Gott und an dem Weibe ging eine Veränderung vor; als sie uns das Essen vorsehte und mich ansah, sah auch ich sie an — nicht mehr Tod war in ihr, sie war lebendig und in ihr erkannte ich Gott. Und ich erinnerte mich des ersten Gottes-

wortes: erfahren wirst du, was in den Menschen ist. Und ich begriff, daß in den Menschen Liebe ist. Meine Seele war erfreut, daß Gott begann, mir zu enthüllen, was verheißen hatte. Da lächelte ich zum erstenmal. Aber all konnte ich noch nicht verstehen, nicht zu fassen vermochte! was den Menschen nicht verliehen ist und wovon sie leben. Ein Jahr brachte ich bei euch zu. Ein Mann trat in eu Stube, er bestellte Stiefel, die sich ein Jahr tragen lassen sich nicht austrennen, nicht schief werden. Wie ich ihn a sah, erblickte ich hinter seinen Schultern meinen Genosse den Todesengel. Niemand außer mir sah den Engel. I aber kannte ihn und wußte, daß er, ehe die Sonne unter gegangen, die Seele des Menschen mit sich führen würde. F ein Jahr versorgte sich der Mann und ahnt nicht, daß se Leben geschlossen sein wird, ehe der Tag sich neigt. Und erinnerte mich des zweiten Gotteswortes: erfahren wirst t was den Menschen nicht verliehen ist. Was in den Me schen ist, wußte ich bereits. Nun aber begriff ich, was d Menschen nicht verliehen ist: verliehen ist ihnen nicht, d sie fassen, was sie für ihren Körper bedürfen. Da läche ich zum zweitenmal. Freude war in mir, daß ich den Eng den Genossen, erblickt und daß mir Gott das zweite W enthielt hatte. Alles aber vermochte ich noch nicht zu l greifen. Begreifen konnte ich nicht, wovon die Mensch leben. Ich wartete, bis mir Gott das letzte Wort offe baren würde. Jetzt nun, nach sechs vollendeten Jahre kommen die Zwillingssundbächen und die Frau — und ich kenne die Mädchen — ich erinnere mich, wie sie am Leb erhalten blieben — und ich denke: um ihrer Kinder will hat mich die Mutter angefleht, ich glaube ihr; erfüllt w ich von dem Gedanken, daß ohne Vater und ohne Muti Kinder nicht zu leben vermöchten. Aber eine fremde Fr hat sie genährt, unter ihrer Sorge sind sie aufgewachsl Als diese Frau von Nahrung ergriffen war über die frei den Kinder und weinte, sah ich in ihr den lebendigen G.

und begriff, wovon die Menschen leben. Und ich erkannte, daß der Herr mir das letzte Wort enthüllt, daß er mir gegeben hatte. Da lächelte ich zum drittenmal.

## 12.

Und es flossen die Thränen vom Körper des Engels ab und er badete sich im Licht, so daß Menschenaugen den Anblick nicht ertrugen. Lauter begann er zu reden, als ob nicht von ihm aus, als ob vom Himmel seine Stimme ertönte.

Es sprach der Engel:

„Ich erkannte, daß der Mensch nicht von der Sorge um sich, sondern von der Liebe lebe. Der Mutter ist es nicht gegeben worden, zu wissen, was ihre Kinder zum Leben bedürfen. Dem Reichen ist es nicht gegeben worden, zu wissen, wessen er bedarf — zu ergründen vermag kein Mensch, ob er Stiefel für sich bedürfe als ein Lebendiger oder Totenschuhe zum Abend, wie sie dem Toten geziemen. Ich blieb am Leben, als ich Mensch war, nicht weil ich für mich sorgte, sondern durch Liebe in dem vorübergehenden Manne und seiner Frau, weil sie Mitleid mit meinem Elend hatten und mich liebgewannen. So sind auch die Waisen nicht am Leben geblieben, weil man für sie Sorge trug — am Leben sind sie geblieben, weil Liebe in dem Herzen der fremden Frau war, weil sie Mitleid mit ihnen empfand und sie lieb gewann. Die Menschen leben nicht davon, daß sie für sich selbst sorgen, sie leben von der Liebe, die in den Menschen ist. Auch früher wußte ich, daß Gott den Menschen das Leben gegeben; ich wußte, es sei sein Wille, daß sie leben. Jetzt begriff ich noch etwas anderes. Ich begriff, Gott wolle es nicht, daß die Menschen getrennt leben; deshalb entdeckte er ihnen nicht, was jeder für sich braucht; sein Wille ist, daß sie alle in Eintracht leben. Deshalb zeigte er ihnen, was sie für sich und für alle nötig haben. Klar war es mir geworden, den Menschen schenke es mir so, als lebten

sie von der Sorge um sich selbst — sie leben aber nur der Liebe. In wem Liebe ist, in dem ist auch Gott. Ist in ihm, weil Gott die Liebe ist.“

Zum Preise des Ewigen sang der Engel. Von seiner Stimme erdröhnte das Haus. Die Decke that sich auf, Feuersäule stand da von der Erde bis zum Himmel.

Semjon mit Frau und Kindern sanken in die Knie. Weiter wurden die Flügel des Engels und er schwebte zum Himmel.

Als Semjon wieder zu sich kam, stand das Haus da wie früher, in seiner Stube war niemand außer den Seinen.

E n d e.

# Leo Tolstoi

in Reclams Universal-Bibliothek

Anna Karenina. Roman. 2 Bände. Nr. 2811-15a,  
2816-20

Auferstehung. Roman. 2 Bde. Nr. 1031-32a und  
Nr. 4041-43

Der arme Paul. Erzählung. Nr. 6360

Chadschi Murat. Roman aus den Kämpfen im  
Kaukasus. Nr. 5427/28

Herr und Knecht. — Das Kaffeehaus von  
Surate. Zwei Erzählungen. Nr. 3373

Zwei Husaren. — Tagebuchblätter eines  
Marquers. Novellen. Nr. 4567

Kindheit. Autobiographische Novelle. Nr. 5464/65

Die Kosaken. Erzählung aus dem Kaukasus. Nr. 4707  
bis 4708a

Krieg und Frieden. Historischer Roman. 2 Bde.  
Nr. 2969-70a, b, 2971-2975a, b

Luzern. — Familienglück. Zwei Erzählungen.  
Nr. 1057/58

Der lebende Leichnam. Drama. Nr. 5364

Das Licht leuchtet in der Finsternis. Drama.  
Nr. 5431

Die Nacht der Finsternis. Drama in 5 Auf-  
zügen. Nr. 4133

Kurze Darlegung des Evangelium. Nr. 2915  
u. 2916

Volkserzählungen. Nr. 2556/57

Näheres über Einbände und Preise enthält der  
neueste Katalog von Reclams Universal-Bibliothek



# Aus der russischen Literatur

in Reclams Universal-Bibliothek

.....

Dostojewski, F. M., Schuld und Sühne. (Nastolnikow Roman. Nr. 2481—85 a, b

— Memoiren aus einem Totenhaus. Nr. 2017—19 n

— Der Großinquisitor. Eine Phantastie. Nr. 0250

— Erzählungen. Nr. 2120

Gogol, N., Phantastien und Geschichten. Nr. 1710, 171  
1707, 1836, 1850, 1887, 1892,

— Die toten Seelen. Satirischer Roman. Nr. 115 bis 114  
u. 1466/67

— Taras Bulba, der Kosakenhetman. Nr. 007/08

Korolenko, W., Der blinde Musiker. Nr. 2020/20 n

— Das Meer. — In schlechter Gesellschaft. 2 Erzäh-  
lungen. Nr. 8008

— Sibirische Novellen. Nr. 2807/08

Puschkin, A., Dubrowsky. Erzählung. Nr. 8818

— Gedichte. Nr. 8731/32

— Der Gefangene im Kaukasus. Nr. 880

— Die Hauptmannstochter. Roman. Nr. 1659/60

— Novellen. Nr. 1012/13

— Onegin. Roman in Versen. Nr. 127/28

Tschekow, A., In der Dämmerung. Skizzen und Erz-  
ählungen. Nr. 2846

— Humoresken und Satiren. I. Nr. 6200 II. Nr. 6  
III. Nr. 6815. IV. Nr. 6260

— Weiberregiment. — In der Verbannung. — Zirkel  
Drei Novellen. Nr. 1660

